

Sinnvoll schenken

EDITORIAL

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

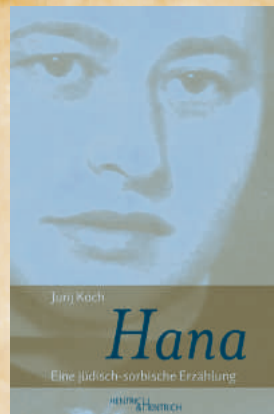
Weihnachten ist Wahrheit: Die üblichen Phrasen, die über das Schenken im Umlauf sind, schmelzen unterm Tannenbaum dahin wie der Schnee, von dem im Winter immer gesprochen wird, der aber anscheinend niemals mehr kommt, vor allem nicht Weihnachten. Es sei denn, man lebt im Gebirge. Wann war die letzte weiße Weihnacht in Berlin? Tja, äh, 2010, wir haben das recherchiert. Obwohl wir uns auch erinnern konnten, wie sich dann herausstellte.

Und Weihnachten stellt sich eben heraus, dass die üblichen Schenk-Phrasen nicht stimmen. Erstens die des Neoliberalismus, dass man nichts geschenkt bekommt. Das ist an Heiligabend schon mal falsch. Noch falscher ist es zweitens, vorher zu sagen, dass man bloß nichts geschenkt bekommen möchte, denn wenn das dann befolgt wird, steht man mit leeren Händen da und ist sehr deprimiert. Falsch ist auch drittens der Fußballtrainer-Sprech, dass man nichts zu verschenken habe. Doch – man muss nur wissen, was. Deshalb heißt diese Beilage auch »Sinnvoll schenken«. Schauen Sie doch mal rein. Und nicht erst am 24. Dezember. Denn dann wird' s was geben, fest versprochen. *Christof Meueler*



AUS DEM INHALT

Éducation sentimentale	3
Das waren die neuen Helden: Gustave Flaubert in eleganter Übersetzung	
Keine Angst mehr	5
Gegen das Vergessen in Belarus: »Rote Kreuze« von Sasha Filipenko	
Auf großer Jagd	7
Drachen, Piraten und Spione: Jenő Rejtős Groschenroman-Parodien	
Eine Heimholung	13
Gabriele und Gregor Gysi sprechen über ihren Vater Klaus	
Endlich praktisch werden	18
Zum 200. von Friedrich Engels: Sein »Anti-Dühring« in neuer Ausgabe	
Im Pralinenseminar	20
Jetzt mache ich mir meine eigene Schokolade: Lehrgang in der Lausitz	
Ein bisschen die Welt retten	21
Es gibt Brillen, die werden aus dem Plastikmüll der Meere gemacht	



Hana

Nach einer wahren Geschichte.
Mit einem Nachwort von
Hermann Simon

Es ist das Jahr 1939 in dem Oberlausitzer 200-Seelen-Dorf Horka bei Kamenz. Die jugendliche Hana, Tochter einer Jüdin aus Dresden, katholisch getauft und bei sorbischen Adoptiveltern aufgewachsen, führt ein unbeschwertes Leben.

Doch auch in Horka, scheinbar weit entfernt von den großen politischen Ereignissen, vollziehen sich beunruhigende Veränderungen. Als ein Dorfbewohner auf mysteriöse Weise zu Tode kommt, sieht sich auch Hana zunehmend bedroht ...

Jurij Koch, der selbst aus Horka stammt, hat der jungen Frau in seiner sorbischsprachigen Novelle »Židowka Hana« schon 1963 ein literarisches Denkmal gesetzt. Nach über einem halben Jahrhundert liegt nun erstmals eine weitgehend überarbeitete deutsche Fassung der Novelle vor. Der Gründungsdirektor des Berliner Centrum Judaicum, Hermann Simon, begibt sich in seinem Nachwort auf die Spuren des realen Vorbilds für die literarische Figur der »Jüdin Hana«.

Jurij Koch:
Hana. Eine jüdisch-sorbische Erzählung
Mit einem Nachwort von Hermann Simon
Hentrich & Hentrich
120 S., geb., 6 Abb., 16,00 €

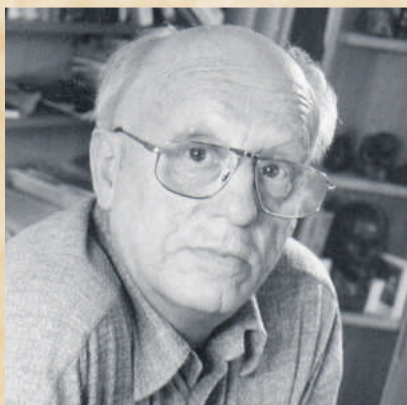


FOTO: PRIVAT

Jurij Koch

1936 in Horka (Oberlausitz) als Sohn einer sorbischen Steinarbeiterfamilie geboren, studierte Jurij Koch Journalistik und Theaterwissenschaften in Leipzig und arbeitete danach als Redakteur und Reporter beim Rundfunk. Seit 1976 freischaffend, schreibt Koch sowohl sorbisch als auch deutsch. Er ist Mitglied im deutschen und internationalen PEN und wurde unter anderem mit dem Staatspreis »Jakub Bart-Čišinski« (1979), dem Carl-Blechen-Preis (1983) sowie dem Literaturpreis Umwelt des Landes Nordrhein-Westfalen (1992) ausgezeichnet. Er hat zahlreiche Prosawerke, Szenarien für Dokumentarfilme, Theaterstücke, Hörspiele sowie Kinderliteratur verfasst, die mehrfach übersetzt wurden. Seine essayistischen Arbeiten thematisieren vor allem ökologische Fragen und die Zerstörung von Landschaft.

LESEPROBE

Goebbelsschnauze im Wendenland

Jeňka richtete sich die Krawatte. »Die Leute«, sagte er, »die Leute schweigen. Sind vorsichtig geworden. Ich sag's, wie's ist: In meiner Gegenwart verstummen sie. Hören auf zu reden. Oder die Unterhaltung wechselt von einem Thema zum anderen. Sogar von einer Sprache in die andere. Vom Wendischen ins Deutsche. Als wollten sie sich über mich lustig machen. Klingt drollig, wenn sie mit mir plötzlich Deutsch reden. Sie machen sich über den Parteigenossen lustig. Seit ich PG geworden bin, sprechen sie mit mir Deutsch. Und absichtlich falsch.«

»Aha«, sagte Beier. »Absichtlich falsch. Interessant! Deutsch, aber mit Fehlern. Um uns zu verarschen.« »Man kann's ihnen nicht beweisen«, sagte Jeňka. »Manche können's wirklich nicht. Da schimpft die Wawriken, dass der Brot wieder teurer geworden ist.« Beier lachte auf. Er wiederholte für sich mehrmals »der Brot, der Brot ...« Dann verfinsterte sich sein Gesicht. »Wird schon noch lernen, dass sie das Lied zu singen hat, dessen Brot sie isst«, sagte er.

Wieder einmal war ihm bewusst geworden, dass die Wenden, unter denen er für deutsche Ordnung zu sorgen hatte, ihn und seinesgleichen auf die Schippe nehmen konnten. Und sie mussten zuschauen, wie's geschah. In diesem Fall zuhören, wie's geschah. Man konnte ihnen nicht den Mund verbieten, denn sie redeten ja, wie's gewünscht, geboten war. Und trotzdem war's eine verdammte Verhöhnepipelung. Und das Gesetz wirkungslos. Nicht anwendbar.

Jedenfalls wird er auf Leute wie Jeňka und Krawc angewiesen sein, dachte Beier, wenn er in dieser Gegend etwas ausrichten, besser einrichten wollte. Würde also auf Einheimische – es hatte sich in seinem Kopf sogar der Begriff »Eingeborene« gemeldet – zählen müssen.

Krawc, nun nur noch darauf bedacht, auf die Straße treten zu können, an die frische Luft zu gelangen, hatte wieder nach der Türklinke gegriffen. Aber Beier hielt ihn zurück.

»Einen Augenblick noch!«, sagte er. »Was gibt's im Steinbruch? Was erzählen sich die Brucharbeiter?« Er setzte ein Lächeln auf, um der Frage die offizielle polizeiliche Bestimmtheit zu nehmen.

Krawc antwortete, dass im Steinbruch, also in der Kantine, an der Durchreiche, aus der heraus der alte Kuschk seine Fleischsalate und Schmalzbemmen verkaufte, dass dort und noch an einigen anderen Stellen des Halbbach'schen Unternehmens, also auch zum Beispiel am Führerhaus, in dem Franz Glücklicher an seinen Steuerrädern saß und den Kran bediente, den man auch Katze nannte – kein Schwein wusste, warum die elektrische Winde, die die Steinbrocken aus dem Bruchloch zog, warum die Winde Katze und nicht Hund genannt wurde –, dass dort zum Beispiel Plakate angebracht worden seien. Dass man aber nur mit Mühe lesen könne, was auf ihnen stehe. Weil sie um die Ecke hingen.

»Um die Ecke?«, fragte Beier. »Um die Ecke«, antwortete Krawc. »Beim Glücklicher Franz, hinten am Kranführerhaus. An der Rückwand. Wer wissen will, was auf dem Plakat steht, muss an die Grubenkante treten. Was aber gefährlich ist, weil kein Plakatleser sein Leben riskieren will. Absturzgefahr. Sechzig Meter tief. Wenn man überhaupt so weit fliegt, nachdem man das Plakat gelesen hat.«

»Und was steht auf den verdammten Plakaten?«, wollte Beier wissen. Krawc antwortete, dass auf ihnen stehe, dass die Roten gegen den Führer seien, man solle ihnen nicht trauen. So etwas stehe auf ihnen. Er selbst hätte's nicht gelesen. Wegen der Absturzgefahr hinter Glücklicher Franz Führerhaus.

»Und in der Kantine? Wo hängt es dort? In der Kantine ist keine Lebensgefahr«, fragte Beier mit einem freundlichen Lächeln, inzwischen auf alles gefasst.

»In der Kantine hängt es an der Tür zum Scheißhaus«, sagte Krawc, drückte die Klinke hinunter und trat in die Dunkelheit des schon sehr späten Tages. Später würde er sich fragen, warum er noch einen Blick durchs Fenster in das schwach beleuchtete Zimmer des Wachtmeisters geworfen hatte. Er hätte schnellen Schrittes das Weite suchen können. Und wäre ganz gefasst zu Hause angekommen. Nun aber sah er Jeňka und Beier am Tisch stehn. Sie unterhielten sich angeregt. Jeňka stützte sich mit beiden

Händen auf die Tischplatte. Beier entfernte sich ab und an vom Tisch und kam, so schien es, mit gestiegener Gereiztheit zurück. Jeňka versuchte, ihn zu beruhigen, was ihm aber offensichtlich nicht gelang. Krawc ahnte, dass es um ihn ging, den Schwankenden, den Zweifler, oder hielten die beiden ihn, Krawc, inzwischen schon für einen Verräter. Dem nicht mehr zu trauen war. Einen Fuchs. In Krawc erwachte Neugier. Die sich mit einer unbestimmten Angst vermengte.

Krawc wagte einen Schritt nach rechts in den wildbewachsenen Garten des Wachtmeisters. Das Türchen, aus halb morschen Latten gezimmert, gab nur einen leisen, winselnden Ton von sich. Dann stand er in der Nähe des Fensters. Und konnte, im Gestrüpp des wilden Weines unsichtbar, der Unterhaltung im Zimmer folgen.

Später wird er sich vorwerfen, an dieses Fenster getreten zu sein. Er hätte ruhig nach Hause gehen können, um am nächsten frühen Morgen wieder in den Bruch zusteigen, nach Meißel und Presslufthammer zu greifen. Um den alltäglichen Verrichtungen zu folgen. Nun aber wurde er Zeuge eines hässlichen Plans. »Sie muss weg!«, sagte Beier. Jeňka nickte. Und fragte dann doch, ob es nicht anders ginge? Dass man ganz einfach ... »Nein!«, unterbrach ihn Beier. »Geht nicht. Es sind strenge Strafen angehängt, fürs Verschweigen, wenn falsche Angaben gemacht werden, wenn versucht wird, aus Juden Halb- oder Vierteljuden zu machen. Oder anderweitige Versuche unternommen werden, die Anordnung zu umgehen.«

Krawc wusste sofort, von wem die Rede war. Von Hana nämlich. Die sich Schierz schreibt. Aber Křížan genannt wird. Die von Jurij Schierz und seiner Schwester Marja angenommene, von ihnen adoptierte und von ihnen christlich getaufte Hana. Deren leibliche Eltern in Dresden lebten. Und Kreidl hießen. Und Juden waren. Und in Dresden ein Geschäft betrieben. Herrenmode oder so. Und ihre Tochter Schierzens Geschwistern überlassen hatten. Niemand wusste so richtig, warum. Was nun kaum noch eine Rolle spielte. Nun also ging es auch ihr an den Kragen. Wie den Juden überhaupt. In der ganzen Welt. Dem schönen schwarzen Mädels Hana. Křížans Hana. Schierzens Hanka. Kein Stückchen Land war weit genug weg, in dem sie sich verstecken könnte.

»Mein Gott!«, flüsterte Krawc und pflückte ein Blatt vom wilden Weinstock und wischte sich mit ihm den Schweiß von der Stirn. Dann verließ er den Garten des Wachtmeisters. Die Leute kehrten von der Sonntagsmesse zurück. Hier und da blieben ein paar von ihnen stehen und unterhielten sich, was von der soeben gehörten Kanzelrede des Pfarrers in der drei Kilometer entfernten Crostwitzer Gemeindekirche zu halten sei. Was er wohl gemeint haben könnte, dass Gott solche und solche Menschen geschaffen habe. Wohl nach seinem Ebenbilde, aber doch unterschiedlich in Güte und Gattung. Und überhaupt ... Man solle nicht alles auf die Goldwaage legen. Und außerdem sei es Zeit, ans Mittagessen zu denken. Also: Ein frohes Osterfest!

Auf der gepflasterten Straße, die in nördlicher Richtung führte und wie ein schnurgerader Markierungsstrich auf der Landkarte aussah, fuhr Hana und Bosćij auf Rädern dahin. Ins Blaue. Ins voreilige Grün des Jahres.

Hana unternahm Ausreißversuche, die ihr schmalbereiftes Zweirad erlaubte. Bosćijs Gefährt, eine Eigenkonstruktion aus Teilen verschiedener Modelle, nötigte seinem Fahrer kraftvolle Pedaltritte ab. Hana war ihm davongeeilt. Er überließ sich seinen quälenden Gedanken, die ihn seit Tagen, Wochen heimsuchten, für die er keinen bestimmenden Grund ausmachen konnte. Die Tage und Nächte vergingen schneller als gewohnt, die Wirklichkeit mit ihren tausendmal gesehenen Gegenständen schien mit einem Schleier abgedeckt zu sein. Dann aber tauchten aus dem halb Verborgenem wiederholt präzise Bilder auf. Zum Beispiel jenes, das an Birkenzweigen hängende Kleidungsstücke am Rand des Steinbruchwassers zeigte, Uniformen neben Hemden, Hosen, Tüchern. Eine farbige Kollage, verdammte noch einmal, weiter nichts!

»Fahre nicht so schnell!«, rief er Hana hinterher. Sie bremste ab, drehte sich zu ihm und rief, dass sie

schon lange nicht mehr an »Schibschiks« Waldteichen gewesen sei. Man könnte sie umkreisen, im hohen wilden Gras, dort würden sie allein sein.

»Gut!«, antwortete Bosćij. »Los geht's!« Dann aber überholte sie ein Auto. Ein schnell fahrender dachloser Kübelwagen. Aus ihm war Männergelächter zu hören. Eine Staubwolke wälzte sich dem Geländewagen hinterher. Hana sprang vom Rad und stellte sich mit dem Rücken zur Wolke und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Sie hustete und fragte mit stockender Stimme, ob Bosćij schon einmal so ein Fahrzeug gesehen habe. Hier, in dieser Gegend? Nein, hatte er nicht. Lediglich auf den bunten Soldaten- und Frontbildchen, die man Kindern in der Schule für Fleiß im Unterricht aushändigte.

Der Weg bog jäh nach links ab. Hinter dichtem Hagebuttengebüsch tauchte der riesige silberne Spiegel des Teiches auf. Sie stellten ihre Räder ans Geländer des Wehrs, aus dem grügelbes Teichwasser floss und unter schwertartigen Röhrichthalmen verschwand, um dann unsichtbar den unterländischen Dörfern entgegenzueilen.

»Wollen wir hier bleiben?«, fragte Bosćij.

»Meinetwegen.«

Sie setzten sich auf den Stein des Wehrs. Über dem Wasserspiegel schwebten wie in Massentänzen Mückenschwärme. In sie hinein stürzten sich im Tiefflug Schwalben. Hier und da erhob sich ein Fisch aus dem Wasser und fügte mit einem Flossenschlag ein Zeichen auf baldigen Regen hinzu.

Bosćij hatte sich eine Zigarette angezündet.

»Muss das sein?«, fragte Hana.

»Nein, natürlich nicht«, sagte er. Und warf den Stängel ins Wasser. Und stand auf, ging um den Wehrstein herum und blieb vor Hana stehen.

»Was ist los? Was bedrückt dich?«, fragte sie. »Hab' mich auf diesen Ausflug mit dir gefreut. Du aber bist in Gedanken woanders. Komm wieder zu uns herab!«

Bosćij hockte sich hin. Griff nach einem dünnen Stock, der vor ihm lag. Und warf ihn ins wallende Wasser des Wehrs. Er schwamm davon.

»Na gut«, sagte er. »Vielleicht ist's besser, wenn du mit mir meine Unruhe und alles um sie herum teilst. Ich habe ... ich habe Angst.«

»Jeder hat irgendwelche Ängste.«

»Schon. Aber meine betreffen uns beide.«

»Aha? Wie das?«

Er fragte nach Jeňka. Wie er sich ihr gegenüber verhalte. Ob er wieder versucht habe, sich ihr zu nähern, wie an jenem Tanzabend vor geraumer Zeit, an dem er Hana seine – wie sollte er's sagen – Zuneigung offenbart hatte. Und abgeblitzt war. Und nun vielleicht eine zusätzliche Gelegenheit sah, sich für den Korb zu rächen.

»Zusätzliche Gelegenheit?«, fragte sie.

»Beier und Jeňka ... die beiden ... wahrscheinlich noch ein paar mehr, führen etwas im Schilde, wie ich gehört habe, was dich betrifft«, sagte er. »Dich als Zugezogene. Als Tochter von Dresdener Juden.«

»Wie du gehört hast, aha. Von wem?«

»Krawc. Krawc hat's mir gesteckt. Als Vermutung. Seine Vermutung ist aber schon als Tatsache zu betrachten. Er erfährt viel aus erster Hand, hockt mit ihnen am Tisch. Und sitzt dabei auf zwei Stühlen. Verstehst du? Er sitzt auf zwei Stühlen. Gott sei Dank, dass es in dieser Zeit Leute gibt, die auf zwei Stühlen sitzen.«

»Was kann mir passieren?«

»Du liest Zeitungen. Hana, du liest die Zeitungen. Und hörst, was im Radio erzählt wird. Abermillionen Goebbel's Schnauzen schreien täglich in die guten Stuben der Deutschen, dass das Land von Juden befreit werden muss. Sie sagen gesäubert. Hörst du doch! Oder hörst du's nicht?«, rief er und drehte sich von ihr weg, als wollte er ihr nicht zeigen, wie sein Gesicht brannte. Und nach einer Weile fragte er leise: »Weißt du, was das bedeutet?«

»Du meinst, was es für mich bedeutet?«

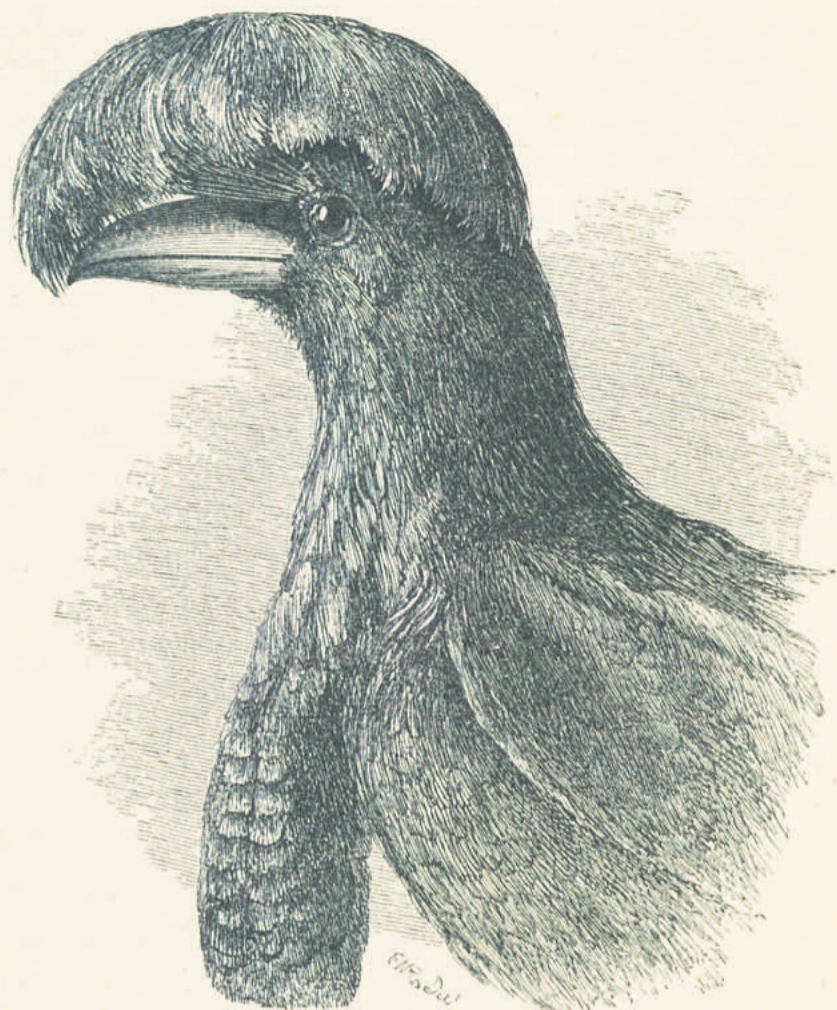
»Ja, für dich ... Und für mich. Für uns. Wie werde ich ohne dich leben?«

Sie umarmten sich. Auf den Wehrstein tropften Tränen. An Hanas Schläfe zitterte eine winzige Ader. Bosćij sog ihren Atem ein. Dann sagte er: »Keine Angst! Wir werden dir helfen.«

FÜR DIE ILLUSTRATIONEN IN DIESER AUSGABE WURDEN (SOWEIT NICHT ANDERS GEKENNZEICHNET) BILDER VON PIXABAY (PIXALINE, SPEEDY MCVROOM) VERWENDET.



Kennen Sie den Schirmvogel?



Der Schirmvogel wurde vom britischen Naturforscher Henry Walter Bates (1825–1892) Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt. Bates notierte bei seinen Reisen durch das riesige Amazonas-Gebiet, dass der Schirmvogel (*Cephalopterus ornatus*) in Größe und Farbe einer gewöhnlichen Krähe ähnelt, »er trägt jedoch auf dem Kopf einen Schmuck aus langen, gekrümmten, feinen Federn. Wenn er sie aufrichtet, fächern sie sich auf und sehen aus wie ein großer ausgefranter Sonnenschirm, den er über seinem Kopf trägt«. Anders als der wohlhabende Charles Darwin finanzierte Bates als Sohn eines Strickwarenhändlers seine Reisen, indem er seine aufgesammelten Pflanzen und Tiere nach England schickte und versteigern ließ. Das British Museum in London war immer sehr interessiert. In elf Jahren, die er am Amazonas verbrachte, sammelte Bates 14 000 Insektenarten und 712 Tierarten. Und er machte eine wichtige Entdeckung: dass einige harmlose Schmetterlinge sich schützen, indem sie das Verhalten von giftigen Schmetterlingsarten imitieren, sobald Fressfeinde auftauchen. Dieses Gebaren wurde nach ihm benannt: »Bates'sche Mimikri«. Im Haupt-Verlag ist nun eine sehr schöne Ausgabe seiner ausgewählten Reiseberichte erschienen, versehen mit seinen Zeichnungen und den Seiten seiner Original-Tagebücher. Als diese Berichte 1863 zum ersten Mal in London erschienen, jubelte Darwin über das »beste Buch über naturkundliche Reisen, das je veröffentlicht wurde«.

Die Amazonas-Tagebücher. Henry Walter Bates' Zeichnungen & Reiseberichte. A. d. Engl. v. Wiebke Krabbe. Haupt-Verlag, 160 S., geb., 24 €.

ILLUSTRATION: HAUPT-VERLAG

ANZEIGE

Von Abusch bis ZK der SED



John Heartfield
Das Berliner Adressbuch 1950–1968
Im Auftrag der AdK hg. von
Christine Fischer-Defoy/Michael Krejsa
Quintus-Verlag € 18,00

Der strahlende Held ist verschwunden

Elisabeth Edls elegante Neuübersetzung der »Éducation sentimentale« von Gustave Flaubert

KLAUS BELLIN

Er schrieb und schrieb, und er fluchte wie immer, wenn er nicht vorankam. Wie ein Bär hockte er wochen- und monatelang in seiner Höhle, wendete die Wörter, verwarf sie und suchte von Neuem, schuftete, feilte, polierte, zerriss die Stille des Zimmers, indem er laut die Sätze brüllte und ihrem Klang nachlauschte. »Mein Roman geht piano«, schrieb Gustave Flaubert (1821–1880) seiner »lieben Meisterin« George Sand. »Je weiter ich komme, desto mehr Schwierigkeiten tauchen auf. Was für ein schwerbeladener Karren voller Bruchsteine, den ich da ziehen muss! Und Sie, Sie klagen über eine Arbeit, die sechs Monate dauert!«

Er rackerte tagaus, tagein »wie ein Rasender«, ein Jahr und noch eins, und wusste lange nicht einmal, wie er sein Buch nennen würde. Es war sein viertes. Drei hatten einfach den Namen der Hauptfiguren erhalten: »Madame Bovary«, »Salammbô«, »Bouvard und Pécuquet«. Diesmal wusste er keinen Rat. Er bat Freunde, Ende 1866 auch George Sand, ihm zu helfen. Aber dann dauerte es noch einmal über zwei Jahre, bis er sich, »als letzten Ausweg«, zum Titel »Éducation sentimentale« entschloss. »Ich sage nicht, dass er gut ist«, schrieb er. »Doch bis jetzt gibt er die Gedankenwelt des Buches am besten wieder.«

Der Roman, 1869 in zwei Bänden erschienen, von vielen Kritikern missverstanden und arg gerupft, von Flauberts Kollegen Hugo, Maupassant oder Zola gepriesen, später bewundert, steht, wenigstens bei uns, noch immer im Schatten der »Madame Bovary«. Ist er, fragt jetzt Elisabeth Edl, »je wirklich angekommen in der deutschsprachigen Literatur?« Er wurde zwischen 1904 und 2001 zehnmal übersetzt und hieß »Die Erziehung des Herzens«, »Die Erziehung der Gefühle«, »Lehrjahre des Herzens«, »Lehrjahre des Gefühls«, »Die Schule der Empfindsamkeit« oder »Der Roman eines jungen Mannes«.

Einen verbindlichen Titel gibt es nicht, was vor allem daran liegt, dass für das französische »sentimentale« im Deutschen kein Wort zu finden ist, das deckungsgleich wäre. Elisabeth Edl, die diese »Geschichte einer Jugend« für den Hanser-Verlag neu übersetzt hat (und sich ausführlich auch mit der Suche des Autors nach einem passenden Titel und den damit verursachten Irritationen befasst), liefert für ihre Version eine weitere Variante: »Lehrjahre der Männlichkeit«.

Erzählt wird vom Jüngling Frédéric Moreau, den Flaubert aus der Provinz nach Paris schickt, damit er sich dort seiner Bildung widmet, und von seiner Leidenschaft für Madame Arnoux, die Unerreichbare, die er nicht mehr aus dem Kopf kriegen würde. Er ist durch eine Erbschaft zu Geld gekommen, gibt sich dem Pariser Leben hin, denkt geradezu zwanghaft an Madame Arnoux, lernt ihren

verkommenen Mann kennen, begegnet Lebenslust, Bosheit und Verschlagenheit, wirft sich in die Arme von Rosanette und einer Dame der großen Welt, gerät 1848 in die chaotischen Tage der Revolution, schickt seine Eroberungen fort und steht am Ende als Gescheiterter da, einsam und enttäuscht, sehr müde und ohne Hoffnung. Geplatzt alle Liebesträume und auch die ehrgeizigen politischen Pläne, die er hegte.

Flaubert liefert ein bestechendes Porträt der eigenen Generation, die längst nicht mehr Herr des eigenen Schicksals ist. Fast alle im üppigen Personal sind Getriebene oder wenigstens Desillusionierte, gezeichnet ohne Mitleid, so kühl und erbarmungslos, wie es das vorher in der französischen Literatur nicht gab. Der strahlende Held, wie ihn Stendhal noch kannte, ist verschwunden, an seine Stelle tritt erstmals der Mittelmäßige, der es zum Gelingen nicht mehr bringt und auf ein Happy End nicht hoffen darf, der sich verheddert und ermattet und dem alles irgendwann zerrinnt. »Er reiste«, heißt es zum Schluss über Frédéric Moreau. »Er durchlebte die Melancholie der Dampfschiffe, das fröstelnde Erwachen unterm Zelt, den Rausch vor Landschaften und Ruinen, die Bitternis zerrissener Sympathie. Er kam zurück ... Jahre verstrichen; und er ertrug den Müßiggang seines Verstands und die Trägheit seines Herzens.«

Elisabeth Edl, hochgelobt und mit mehreren Preisen bedacht, fasziniert auch dies-

mal mit einer Übersetzung von hoher Sensibilität, sprachlicher Präzision und Eleganz. Sie hat vor Jahren Stendhals große Romane »Rot und Schwarz« und »Die Kartause von Parma« sowie Balzacs »Verlorene Illusionen« in ein modernes, wunderbar lesbare Deutsch gebracht und besichert uns nun schon, nach »Madame Bovary« und dem Band »Drei Geschichten«, das dritte Lesevergnügen mit Flaubert.

»Für mich gehört die »Éducation sentimentale«, sagt Hugo von Hofmannsthal, »zu jenen Büchern – wie wenige gibt es ihrer, wie sehr wenige! – die uns durchs Leben begleiten.« Sein Lob steht im Klappentext dieser schönen Ausgabe, die man als ein besonderes Geschenk betrachten darf. Denn Elisabeth Edl krönt ihre Neuübersetzung auch diesmal mit einem starken Anhang, der neben ihrem hilfreichen Nachwort eine glänzende Einführung in die Welt Flauberts, Anmerkungen, eine Zeittafel zur Biografie sowie eine Chronologie zur französischen Politik bringt. Und der Verlag, der den Band in seiner vorzüglichen Klassik-Reihe vorlegt, hat wieder für die besondere Ausstattung gesorgt: blaues Ganzleinen, bestes Dünndruckpapier und als optisches Signal ein markanter Schutzumschlag von Peter-Andreas Hassiepen.

Gustave Flaubert: Lehrjahre der Männlichkeit, neu übersetzt von Elisabeth Edl. Carl Hanser, 800 S., geb., 42 €.



Ist das ein schönes Hundeleben!

Im Kinderbuch »Grand Hotel Bellvue« ist die Frage, ob man als Hund zu den Gästen oder zum Personal gehört

EVA PETER

Das sind blasierte Eltern, unterwegs in ach so wichtigen Geschäften. »Was ist denn das für eine Bruchbude?!«, sagte Frau Schnuppe. »Herbert?« Herr Schnuppe zuckte zusammen, nahm für einen Moment das Handy vom Ohr und sagte: »Schatzi!« Notgedrungen haben diese Eltern ihren Sohn dabei, weil im Ferienlager kein Platz zu finden war. Kaum im Hotel angekommen, werden sie dringend zu einem Meeting gerufen – und vergessen bei ihrem Aufbruch zum Flugplatz sogar ihr Kind.

Das Hotel heißt »Bellvue« – nicht ohne Grund. Denn der in Berlin lebende Grafiker Hendrik Jonas, der sich die Geschichte ausgedacht hat und die bezaubernden Bilder malte, lässt durchweg Hunde agieren. »Von Pudel, Mops bis Dalmatiner – hier ist für jeden Hundeliebhaber etwas dabei«, wirbt der Verlag. So könnte es auch ein Buch über verschiedene Hunderassen sein, die sich hier allerdings nicht von Menschen unterscheiden.

Der Hoteldirektor, »ein übergewichtiger Dalmatiner«, tut alles, um dem kleinen Hund bis zur Rückkehr seiner Eltern die Tage interessant zu machen. Nicht indem er ihm einen Fernseher ins Zimmer stellt oder einen Computer mit Videospiel, wie es die Mutter getan hätte, sondern indem er ihn in eine Welt führt, die er nicht kannte.

Dieses Bilderbuch für Kinder ab drei Jahren hat es in sich.

Die Gäste und das Personal: Menschen, die Koffer tragen, Zimmer säubern, heizen, kochen ... Wie viele Leute in einem Hotel nötig sind, um anderen das Leben angenehm zu machen! Dieses Bilderbuch für Kinder ab drei Jahren hat es in sich. Für Eltern, die ihre Sprösslinge nicht so beiseiteschieben wie die des kleinen Hundes, bietet es jede Menge Stoff, zum nachdenklichen Erklären.

Eigentlich öffnet sich ein Bild unserer Gesellschaft, wo es ein Oben und Unten gibt, wo die einen mit dem Handy am Ohr Taxi fahren, während sich andere für sie krummmachen müssen. Dass »Mademoiselle Tütü«, das freundliche Zimmermädchen (ein Pudel), schlecht bezahlt wird, ließe sich beim Vorlesen anmerken, und dass es eine schwere Arbeit ist, Kohlen zu schippen, zumal wenn man ein Yorkshire-Terrier ist, ebenso. Auch dass der Koch (ein Mops) wahrscheinlich abends keine Zeit hat, den Kindern Bücher vorzulesen.

Da macht es wohl einen Unterschied, ob man bei diesen Arbeiten eine Gastrolle spielen darf wie der kleine Hund, den nun alle lieben, oder ob man das für immer macht. Etwas könnte er von seinen Eltern doch geerbt haben, denn als sie wieder da sind, wird im Hotel einiges umorganisiert. Ob er Talent zum Unternehmensberater hat?

Hendrik Jonas: Grand Hotel Bellvue. Tulipan, 56 S., geb., 16 €.

ANZEIGE

„Es ist Zeit, sich Gedanken über eine Welt nach dem Scheitern der Brüsseler Union zu machen.“



Hannes Hofbauer
EUROPA
Ein Nachruf

ISBN 978-3-85371-475-1, br., 272 Seiten, 22,00 Euro
E-Book: ISBN: 978-3-85371-883-4, € 17,99

PROMEDIA

www.medishop.at



Nachgelassene Tage

Zwei Frauen von zwei Kontinenten – die Ich-Erzählerin, eine niederländische Schriftstellerin, sowie eine gebürtige Berlinerin in Kalifornien – begegnen sich ganz unerwartet. Sie kannten sich vorher nicht, wussten nicht einmal voneinander. Aber eine aufgeschlagene Zeitschrift in einer Bibliothek in Jerusalem und der Brief einer Unbekannten setzen eine Kette von Ereignissen in Gang. Bald sitzen beide Frauen einander gegenüber und erfahren nach und nach, dass sie viel mehr verbindet, als dass sie Jüdinnen sind, die vor einem halben Jahrhundert ihre Verfolgung überlebt haben. Nach und nach wird eine Vergangenheit gegenwärtig, die beide scheinbar abgelegt hatten.

Marga Minco:
Nachgelassene Tage
Arco-Verlag
Roman, 120 S., geb., 22,00 €



FOTO: THOMAS DOEBELE

Marga Minco

Die niederländische Schriftstellerin und Journalistin wurde am 31. März 1920 in Breda als Sara Menco geboren. Sie überlebte als Einzige ihrer Familie den Holocaust, weil sie in Amsterdam vor der Gestapo flüchten und untertauchen konnte, während ihre Eltern, der Bruder und die Schwester von den Deutschen umgebracht wurden. Ihr Werk erwähnt das Drama jener niederländischen Juden, die während des Zweiten Weltkrieges verfolgt wurden. Außer Romanen und Erzählungen hat Marga Minco Bücher für Kinder und Szenarien für das Fernsehen veröffentlicht. Ihr Werk wurde in zwanzig Sprachen übersetzt. 2019 erhielt sie für ihr Gesamtwerk den längst überfälligen P.C.-Hooft-Preis.



FOTO: ROELAND FOSSEN

Marlene Müller-Haas

Die Übersetzerin studierte Kunstgeschichte, Niederlandistik und Germanistik in Würzburg, Amsterdam und Berlin, lehrte an der Freien Universität Berlin und lebt heute als freie Übersetzerin in der Hauptstadt. 2002 erhielt Marlene Müller-Haas den Else-Orten-Übersetzerpreis für Essays von Charlotte Mutsaers. Neben niederländischer Literatur übersetzt sie Sach- und Kunsttexte.

LESEPROBE

Überleben und Erinnern

Es hatte keinen Sinn zu versuchen, die Familie Stelerius ausfindig zu machen. Seit ewigen Zeiten mussten sie fort sein oder nicht mehr leben. Es war zu lange her. Selbst wenn es mir gelingen sollte, einen Angehörigen zu finden, was ich nicht glaubte, konnte ich doch jetzt, nach all den Jahren, nicht mehr damit ankommen. Aber ich hatte es Eva versprochen. Sie wollte, dass ich zu ihnen gehe. Sie ging einfach davon aus, dass sie noch da waren, noch am selben Platz wohnten, im selben Haus.

Seit Jahren war ich nicht mehr in dieses Viertel gekommen. Ich hatte dort nichts mehr zu suchen. Aus Neugier und auch weil Eva immer wieder davon sprach, schlug ich irgendwann einmal das Telefonbuch beim Buchstaben S auf. Sie schienen wirklich noch dort zu wohnen. An der alten Adresse. Dennoch dauerte es noch Monate, bis ich endlich die Nummer wählte. Ich schob es immer wieder hinaus. Manchmal befürchtete ich, mich lächerlich zu machen; dann wieder beschlich mich eine Art Lethargie. Was sollte ich ihnen sagen? Es gab auch Wochen, in denen ich nicht daran dachte. Bis der Tag meiner Abreise nach Los Angeles näher rückte.

Ich habe die Nummer gewählt. Es hätte keine halbe Stunde später sein dürfen. Am Abend rufe ich Eva an. Wir sind beide aufgeregt.

Es hatte mit dem Brief von Miriam Weissbach aus Jerusalem angefangen. Ich kannte sie nicht, und die drei langen, eng beschriebenen Seiten in einer ziemlich unleserlichen Handschrift sagten mir zunächst nicht viel. Solche Episteln kannte ich zur Genüge. In der Regel ging es um Arbeiten, die ich beurteilen sollte; oder der Briefschreiber meinte, mir mit dem kurzen Abriß eines spannenden Lebens einen Gefallen zu tun, als würde es mir an Inspiration fehlen. Ich las flüchtig. Bis mein Blick auf den Namen meiner Schwester fiel.

»Setzen Sie sich einmal in aller Ruhe hin«, schrieb Miriam Weissbach. »Ich habe etwas entdeckt, das Sie interessieren wird.«

Ich setzte mich in den Korbstuhl neben der Tür zum Garten. Es war ein regnerischer Tag Ende September, einer dieser dunklen Morgen, die einen vorzeitigen Herbst ankündigen scheinen. Die Birkenzweige hinten im Garten schwankten verdrießlich und regenschwer hin und her. Die beiden weißen Stämme, die an die Vorderbeine von Giraffen erinnerten, konnten sie nicht still halten.

Danach starrte ich eine ganze Weile hinaus. Der Regen hatte plötzlich aufgehört, Amseln pickten wie wild im Gras und zogen Würmer aus der Erde, Kohlmeisen versteckten sich in den Zweigen der Sträucher, als spielten sie Fangen mit Abschlagen, und flogen gleich wieder ruhelos zu einem anderen Unterschlupf.

Irgendwann einmal hatte ich eine Geschichte über meine Schwester geschrieben, damals, als ich regelmäßig von ihr träumte. Ich bin wieder in der Stadt meiner Kindheit, irre auf der Suche nach ihr umher. Ich weiß, dass sie zurückgekommen ist, aber ich kann nicht zu ihr gelangen. Ich habe den Eindruck, dass sie mir ausweicht. Warum weicht sie mir aus? Ich verstehe es nicht und werde von einer tiefen Traurigkeit überfallen.

Als wir noch einfach in den Zug steigen konnten, fuhr ich einmal zu meiner Schwester nach Amsterdam. Sie wohnte seit kurzem mit Hans bei seiner Mutter am Wedemerplein, ich war noch nicht dort gewesen. Ich hätte damit auch nicht länger warten dürfen. Wenige Wochen später kam das Reiseverbot.

Frau Ruppin, sie hinkte ein wenig, was ihr seltsamerweise eine gewisse Note gab, war eine schlanke grauhaarige Frau mit vornehmem, aber strengem Gesicht. Ihr deutscher Akzent klang im Gegensatz zu dem der meisten ihrer Landsleute nicht ganz so schneidend. Meine Schwester stellte mich ihr kurz vor.

Frau Ruppin saß auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehne in einem dunklen Hinterzimmer am Tisch und schrieb Briefe. Als ich sie begrüßte und links neben ihrem Stuhl stehenblieb, genau dort, wo das spärliche Licht durch die mit Stores bedeckten Fenster zum Hof hereinfließ, werde ich mich unwillkürlich umgesehen haben. Jedenfalls das ein oder andere wahrgenommen haben.

Dennoch konnte ich mich später nur an ein Porträt in einem Silberrahmen und an ein paar Porzellansachen erinnern, wie sehr ich mich auch bemühte, ich in diese Zeit zurückzusetzen, in das dämmrige Zimmer, in dem ich mich höchstens zehn Minuten aufgehalten habe.

Meine Schwester hatte ein schmales Nebenzimmer für sich, das neben der Bettcouch nur noch Platz für einen kleinen Tisch und einen niedrigen Sessel bot. Wir saßen auf dem Bett. Es ist April 1942, und zum letzten Mal bin ich mit ihr allein. Sie wird von Palästina gesprochen haben, sehr wahrscheinlich habe ich danach gefragt. Sie haben vor, sobald der Krieg vorbei ist, dorthin auszuwandern. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie als Pionier auf einem Bauernhof arbeiten will. Zweifellos habe ich ihr zugeredet sich abzusetzen, nicht am Wedemerplein zu bleiben. Aber sie muss gar nicht gehen. Sie steht mit Hans auf einer Liste. Das erklärt sie leise, fast flüsternd, aber aus ihrem Blick spricht Selbstsicherheit. Ihnen kann nichts passieren. Das ist alles, was sie dazu sagt.

Ich gebe mich nicht damit zufrieden und bohre weiter. »Könnten wir nicht zusammen irgendwohin gehen?«, frage ich. Wie damals als Kinder, als wir alles zusammen unternahmen. Sie als die Ältere muss auf mich aufpassen, sagt Mutter, weil ich ein kleines, ängstliches Kind bin. Sie nimmt mich mit zum Kindergarten am Kasteelplein, setzt mich auf einen Schemel, passt auf, dass mich die anderen Kinder im Sandkasten nicht mit Sand bewerfen, dass sie mir nichts wegnehmen. In der Grundschule beschützt sie mich, wenn die Kinder uns bedrohen und als »dreckige Brillenjuden« beschimpfen. Dann drischt sie wütend mit ihrer Büchertasche um sich, teilt harte Schläge aus.

Ich denke an die Sommerferien am Meer, an unsere Abendwanderungen durch die Dünen mit den Jungen, die nur sie umschwärmen und mich im Dunkeln zurücklassen wollen. Aber sie zieht mich mit über die lockeren Sandwege und lässt mich nicht los.

Jetzt habe ich das Gefühl, dass ich sie beschützen muss. Ich werde schon einen Platz finden, wo wir uns verstecken können, wie wir früher beim Verstecken in einen Schrank gekrochen sind, zwischen Mutters Kleider, die leicht nach Parfüm rochen, und mucksmäuschenstill aneinandergeschmiegt kauerten, um nicht entdeckt zu werden.

Später, als mir selbst ein schmaler, vollgestopfter Raum zur Verfügung steht, in dem ich mich kaum umdrehen kann, habe ich daran denken müssen, dass sie dort gut auch noch hätte einziehen können. Sie war doch schon an wenig Platz gewöhnt?

Ich sage zu ihr: »Sie finden uns nicht.« An Hans denke ich gar nicht. Ignoriere ich ihn absichtlich? Bin ich eifersüchtig? Fürchte ich, dass meine Schwester Hans mehr liebt als mich? Bilde ich mir ein, dass er mir meine Schwester wegnimmt? Ich

habe meinen Arm um sie gelegt, weil mir klar ist, dass die Rollen jetzt vertauscht sind.

Ich verließ meine Schwester und bleichte mir die Haare.

2

Gut ein halbes Jahr nach ihrem ersten Brief kam Miriam Weissbach nach Amsterdam. Wir hatten uns in einem Café beim Concertgebouw verabredet. Sie saß schon an einem Tisch in der Ecke und wartete auf mich. Sie war eine untergesetzte Frau mit breiten Hüften, grauen Strähnen im dunklen Haar und hellen Augen, die ständig an mir vorbeisahen, als wollte sie die anderen Besucher im Auge behalten. Auf dem Stuhl neben ihr stand eine Reisetasche mit geöffnetem Reißverschluss, offenbar, um im Laufe des Nachmittags die betreffenden Papiere herauszuholen, die mir eventuell noch überraschende Details liefern könnten.

Ich glaubte, sie zuerst über die Familie Stelerius informieren, ihr erzählen zu müssen, was ich von Eva Ruppin über sie erfahren hatte. Über die Entdeckung im Telefonbuch, aus dem hervorging, dass sie dort noch mit ihrer alten Adresse eingetragen waren. Sicherlich würde sie verstehen, sagte ich zu ihr, dass ich mich immer wieder nicht überwinden konnte, sie so einfach anzurufen.

Miriam Weissbach interessierte sich nicht dafür. Sie war zwar schon mehrmals in Amsterdam gewesen, kannte die Stadt aber kaum und den Wedemerplein schon gar nicht.

Es ist auch kein auffälliger Platz. Er hat nichts Großartiges, es gibt keine beeindruckenden Denkmäler, keine schönen Bauwerke, keine Springbrunnen. In der angrenzenden Straße kann man an ihm vorbeikommen, ohne dass einem der Platz ins Auge fallen muss. Ich übersah ihn nicht.

An dem Morgen, als ich durch die Rivierenbuurt, das Viertel mit den Flussnamen, fahre und in die Vlaarstraat abbiege, wird mir bewusst, wie konsequent ich diesen Teil der Stadt immer gemieden haben muss. Wie ich auch seit Jahren die Sarphatistraat zu umgehen versuche und lieber einen Umweg mache, als an dem Haus vorbeizugehen, aus dem meine Eltern auf immer verschwunden sind. Der Wedemerplein hat die Form eines Trichters und mündet in eine kurze, schmale Straße, die auf ein hohes Apartmenthaus stößt, das rechtwinklig dazu steht, wodurch der Platz hier in einer Sackgasse zu enden scheint. Ich fuhr ein paarmal um die Grünanlage, eine kleine Wiese, gesäumt von dichtem Gebüsch und in der Mitte eine Skulptur aus drei Bronzequadern, die mit ihrer gewölbten Oberseite wie drei Kommas bedeutungslos auf der Wiese stehen, und parkte dann vor dem Haus.

Der steile Aufgang führte zu einer dunklen Türnische. Es war seltsam, überhaupt nichts wiederzuerkennen. Sie müssen die Treppe hinaufgerannt sein. Sie kommen unangekündigt. Sie irren sich nicht in der Tür. Sie klingeln laut. Sie haben es eilig. Sie nehmen sie mit. Schnell. Schnell die Stein- stufen hinunter.

Schauernd fuhr ich davon und merkte erst hinter der Vlaarstraat an der tränennassen Frontscheibe, dass es inzwischen regnete und ich die Scheibenwischer nicht eingeschaltet hatte. Später, als dort jemand ans Telefon ging und sagte: »Kommen Sie am besten gleich, ich bin noch eine halbe Stunde da«, war ich, ohne zu überlegen, hingefahren und wurde erst im Aufgang mit der Steintreppe von Zweifeln überfallen. In meiner Erinnerung war die Treppe weniger steil, der Eingang heller, waren die Türen nicht so farblos. Nach so vielen Jahren verfällt ein Viertel allmählich, auch ein Gebäudekomplex, siechen Fassaden wie alte Menschen dahin.





Hart, aber herzlich und stark

Grau, grau, grau sind alle ihre Bilder – so stellt man sich in Westdeutschland immer noch die DDR vor und sie auch dar – in Spielfilmen und diversen Bildbänden, in denen keine Rama-Familie aus der TV-Werbung zu sehen ist, die sich entrückt die Brötchen schmiert. Die DDR war anders, logisch, und die Arbeiterklasse war viel präsenter als heute, wo man sie kaum noch so nennen soll. Günter Krawutschke hat sie ab 1965 bei der Arbeit und in den Pausen in den Fabriken Ostberlins fotografiert: im Kabelwerk Oberspree, bei Bergmann-Borsig oder Elektrokohle Lichtenberg – in letzterer war Lenchen Möller beschäftigt, die sich auf dem Foto die Haare kämmt, 1979 war das. 170 starke Bilder gibt es jetzt von Krawutschke, auch unveröffentlichte. Hart, aber herzlich, könnte man sagen. Und ja, die DDR war ein Arbeiterstaat, schon mal gehört?

Günter Krawutschke: Gesichter der Arbeit. Fotografien aus Industriebetrieben der DDR. Be.Bra, 208 S., geb., 26 €.

ANZEIGE

Der kleine Buchladen
im Karl-Liebknecht-Haus

Wir bestellen Ihnen jedes lieferbare Buch.

Weydingerstr. 14–16 • 10178 Berlin
Tel.: 030 / 247 246 83
bestellung@kleinerbuchladen.de
www.kleinerbuchladen.de

Die Angst und die Liebe

Ein Roman gegen das Vergessen und für die Freiheit in Belarus: »Rote Kreuze« von Sasha Filipenko

KARLHEINZ KASPER

Zu den auffälligen Trends der russischen wie der belorussischen Gegenwartsliteratur gehören konsequente Kampfansagen gegen das Vergessen. In Russland wird dieser Kampf vor allem von Vertretern der jüngeren Schriftstellergeneration wie Sergej Lebedew (geb. 1981) oder Maria Stepanowa (geb. 1972) geführt. In Belarus setzt sich die Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch seit Jahren mit diesem Thema auseinander. Jetzt übernimmt der junge Schriftsteller Sasha Filipenko in Belarus im Kampf gegen das Vergessen und die Geschichtsverdrehungen den Staffelfstab.

Filipenko, 1984 in Minsk geboren, schreibt auf Russisch, obwohl er von sich sagen muss: »In Russland bin ich kein russischer, in Belorussland kein belorussischer Schriftsteller.« Er ging 2004 nach Petersburg, studierte französische Literatur und arbeitete danach als Drehbuchautor und Moderator für russische Fernsehsender. Heute lebt er in Petersburg und veröffentlichte von 2014 bis 2019 fünf Romane. Sein künstlerisch bisher stärkstes Werk ist der Roman »Rote Kreuze«, der dieses Jahr bei Diogenes erschien.

Es gibt in dem Buch eine Vergangenheits- und eine Gegenwartsebene, dazu zwei Protagonisten: die 91-jährige Tatjana Alexejewna und den 30-jährigen Alexander. Beide begegnen sich 1999 in Minsk, dem »Bruderland«, in dem sie sich fremd fühlen.

Tatjanas Eltern lernen sich 1909 in Paris kennen. Die Mutter stirbt bei der Geburt Tatjanas. Der Vater übersiedelt nach London und geht 1920 nach Moskau, weil er an die Losung vom »neuen Menschen« glaubt. Ab 1924 ist er in der Schweiz für die Sowjetunion tätig. Tatjana, die ihn immer begleitet hat, studiert in Moskau und wird Sekretärin im Außenministerium. Aus ihrer Ehe mit dem Architekten Ljoscha Pawkow geht die Tochter Assja hervor. Während des »Großen Terrors« 1936/38 beginnt für Tatjana die Angst. 1945 wird sie verhaftet und zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt; 1957 erfolgt die Rehabilitierung. Was Tatjana in dieser Zeit an Gewalt, Grausamkeit und Demütigung erfährt, lässt sich kaum wiedergeben. Ihr in Kriegsgefangenschaft geratener Mann wurde von einem dumpfbackigen Stalinisten denunziert. Tatjana indes sucht lange die Schuld bei sich, weil sie Ljoschas Namen aus Angst um sein Leben aus einer vom Roten Kreuz zusammengestellten Kriegsgefangenenliste getilgt hat.

Zahlreiche Dokumente des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Briefe und

Telegramme an das sowjetische Außenministerium zum Gefangenaustausch oder zur Gefangenenhilfe sind dem Roman beigelegt. Filipenko und sein Freund Konstantin Boguslawski haben sie in Genfer Archiven gefunden. Der Autor lässt sie durch die Hände der jungen Tatjana gehen, die sie aus dem Französischen übersetzen muss und sich fragt, warum alle Hilfsangebote aus Genf von Molotow und Wyschinski mit einem kategorischen Njet versehen werden. Im Gulag wird Tatjana sich den Glauben an Gott zu eigen machen – nicht um zu beten, sondern um Gott anzuklagen, dass er so viel Not und Leid zulässt. Diese Einstellung verfestigt sich, als sie endlich erfährt, dass ihr Mann Ljoscha nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft erschossen wurde und ihre Tochter Assja in einem Kinderheim verhungert ist.

Alexander ist von Beruf Fußballschiedsrichter. Er will in Minsk ein neues Leben beginnen und richtet für sich und seine dreimonatige Tochter Lisa eine Wohnung ein. Anfangs hört er seiner Nachbarin nur unwillig zu. Warum sollte ihn auch die Geschichte der alten Dame interessieren, ist doch gerade Lana, seine Frau und Lisas Mutter, gestorben, die Liebe seines Lebens.

Jeder der beiden Protagonisten ist stark, physisch und mental, trägt seine Last mit Würde. Alexander distanziert sich von sei-

nem Stiefvater, der überzeugt ist, die Schrecken des Gulag seien eine Erfindung der Opfer. Die Ereignisse von 2001 in Minsk, vergleichbar mit den heutigen Massendemonstrationen gegen den Machthaber Lukaschenko, bilden den Höhepunkt des Romans. Tatjana und Alexander stehen gemeinsam mit empörten Bürgern den Bulldozern gegenüber, die in dem Ort Kuropaty, wo der NKWD jahrelang Massenerschießungen durchführte, die Kreuze auf den Gräbern der Opfer umpflügen wollen.

Der Roman überzeugt durch einen lakonischen, rhythmisch akzentuierten Stil, der von der Fernsicht des Autors und von seiner Vorliebe für moderne französische Literatur (Céline und Camus) beeinflusst ist. Das auffälligste Merkmal der Textgestaltung ist der permanente Wechsel der Erzählperspektive. Als personale Erzähler berichten Alexander und Tatjana abwechselnd dem Leser ihre Lebensgeschichten, während Dialoge, innere Monologe und ein großer Block offizieller Dokumente die Darstellung ergänzen. Damit ist Filipenko leidenschaftliches Plädoyer für Freiheit und Demokratie in Belarus auch ein anspruchsvolles literarisches Kunstwerk.

Sasha Filipenko: Rote Kreuze. A. d. Russ. v. Ruth Altenhofer. Diogenes, 287 S., geb., 22 €.



Die Kämpfe hören nicht auf

Olga Grjasnowa führt ins 19. Jahrhundert – und lässt an die Gegenwart denken

IRMTRAUD GUTSCHKE

Sie wurde 1984 in Baku geboren, nicht in einer aserbaidshanischnisch-islamischen, sondern in einer russisch-jüdischen Familie. Als Olga Grjasnowa mit ihren Eltern 1996 nach Hessen übersiedelte, hat sie kein Wort Deutsch gesprochen. Da konnte sie sich gut in Jamalludin, den Helden ihres Romans, hineinversetzen, der 1839 als Neunjähriger in eine ihm völlig fremde Welt geschleudert wurde. Es ist ein historisch verbürgter Vorgang: Jamalludins Vater, der Aware Imam Schamil (1797–1871), Anführer der dagestanischen und tschetschenischen Bergvölker im Kampf gegen die russische Armee, folgte der Forderung des Zaren, seinem ältesten Sohn als Geisel auszuliefern – für die Dauer der Verhandlungen um einen Waffenstillstand, als Zeichen des guten Willens. Aber die Kämpfe hörten nicht auf.

Es würde ihm gut gehen, versprochen Jamalludins Bewacher, und es ging ihm sogar sehr gut. Während die Awarer ihre Gefangenen in Erdlöchern hielten, wurde er in Begleitung eines höflich-freundlichen Offiziers aus adliger Familie in einer Kutsche nach St. Petersburg gebracht und von Zar Nikolai I. persönlich empfangen. Fortan würde er eine hervorragende Ausbildung genießen und keinerlei Mangel leiden. Ja, der Zar, der sich als Beschützer der orthodoxen Christen im Osmanischen Reich fühlte, versuchte nicht mal, ihn vom Islam abzubringen. Er ritt mit ihm aus, schenkte ihm ein Pferd und Juwelen. Und die Kaiserin (Charlotte von Preußen, auch Nikolais Mutter war eine Deutsche gewesen) erhöhte ihn vor aller Augen, indem sie mit ihm tanzte.

Da teilt man beim Lesen die ganze Zeit das Staunen des Jungen über die Fürsorge, die ihn umfängt, ebenso wie sein Gefühl der

Einsamkeit. So detailliert und lebendig führt Olga Grjasnowa den Alltag des Adels in St. Petersburg vor Augen, dass ein Film vor einem abzulaufen scheint. Wobei ein Spielfilm nicht reichen würde für diesen packenden Roman mit seinen Bildern und Wendungen, eher stellt man sich eine Fernsehserie vor.

Der Zar täuschte sich nicht: Die Glitzerwelt der höfischen Kultur nahm Jamalludin mehr und mehr gefangen, sodass sich seine Kindheit im nordischen Nebel verlor. Wobei er langsam begriff, dass dies nicht das ganze Russland war. »Russland war von ihm ferngehalten worden, genauso wie es von der ganzen herrschenden Klasse ferngehalten wurde. Die höhere Gesellschaft sollte nicht wissen und nicht sehen, was ihr Lebensstandard, ihre Kultiviertheit, ihre Paläste und Kleider dem Land und den Untertanen abforderten. Der Alltag, die Armut und die Sorgen von Menschen ohne Rang und Namen waren zu banal, zu uninteressant für die höheren Kreise.«

Mit der Oktoberrevolution sollte sich alles ändern. Aber war es wirklich so? Wie lange braucht es in diesem Riesenland, die Kluft zwischen Zentrum und Peripherie zu schließen? Unwillkürlich stellen sich beim Lesen von Olga Grjasnowas genauen Geschichtsbildern Gedanken an die Gegenwart ein. Dass Krimkrieg und Kaukasuskrieg nach ihrem Ende irgendwie immer weiterschwellen, ging mir durch den Kopf. Wie überhaupt alle Kriege, weil die Kinder und Kindeskinde der Besiegten die alten Forderungen noch in sich tragen – wie ein verschüttetes Feuer, aus dem man Funken schlagen kann.

Gerade erst gerieten Armenien und Aserbaidschan aneinander, stellvertretend für Russland und die Türkei, die damals schon im Kaukasus mitmischte. Russland trifft auf alten Groll nicht erst aus sowjetischer, oft

schon aus zaristischer Zeit. Weshalb der Zar gegenüber Jamalludin so großzügig war? Irgendwann versteht man: Er hatte durchaus einen klugen Plan, den den jungen Mann zur Schachfigur machte. Wenn die Wirklichkeit dann »klüger« ist, nennt man es Ironie der Geschichte.

Ein Austausch von Geiseln: Jamalludin kehrt zurück. Da sehen wir einen russischen Offizier sich seiner Kleidung entledigen, abgeschirmt von einem Kreis schwarz gekleideter Krieger, die seine Uniform in den Fluss werfen. Wird er nun einer der ihren sein? Wie soll er sein altes Leben vergessen mit »Musik, Kaffee, Lakaien, Kutschen, Bädern, die Sprache, den Alkohol, die Frauen«? Wie soll er leben im streng islamischen »Imamat«? »Was wissen sie schon von uns?«, fragt sein jüngerer Bruder, den der Vater zum Nachfolger bestimmte. »Was wisst ihr schon von ihnen?«, fragt Jamalludin zurück. Nicht zu zählen die Menschen, die Imam Schamil seinem »heiligen Krieg« geopfert hat.

Dass sein Heldenmythos in Dagestan und Tschetschenien bis heute lebt, dass die in den 1980er Jahren gegründete Stadt Swetogorsk in Dagestan 1991 in Schamilkala umbenannt wurde, steht nicht im Buch, das strikt im 19. Jahrhundert bleibt und dessen brillantes Deutsch man umso mehr bewundert, wenn man weiß, dass es für die Autorin einst eine Fremdsprache war. Ihre Gedankentiefe liegt im Hintergründigen. Wer zu ihr vordringt, wird noch mehr Genuss von der Lektüre haben.

Was Jamalludin wünschte, war Frieden mit Russland. »Er glaubte an ein neues Zeitalter, an Fortschritt und an die Aufklärung.« Für den Vater war das Verrat.

Olga Grjasnowa: Der verlorene Sohn. Aufbau, 383 S., geb., 22 €.

ANZEIGE



256 Seiten | Klappenbroschur
ISBN 978-3-360-01353-8 | 20 €

»Ich möchte Dir für Dein ganz, ganz großartiges Buch herzlichst danken. Ein wunderbares, lebendiges, mutiges Buch.«

In Freundschaft, Solidarität, Bewunderung,
Jean Ziegler

»Diese perfiden Kampagnen haben andere Menschen als den Autor zermürbt oder gar zerbrochen.«

Christiane Reymann und Wolfgang Gehrcke
(Neues Deutschland)

»Politische Satire von respektlos anti-kapitalistischer Art hat in Deutschland Hochkonjunktur. Nicht gemocht wird jedoch, wenn sich so ein geborener Satiriker herausnimmt, ernsthaft in der Politik mitzumischen.«

Sabine Kebir (Der Freitag)



96 Seiten | Klappenbroschur
ISBN 978-3-360-01361-3 | 8 €

Mit Beiträgen von
Konstantin Wecker
Sahra Wagenknecht
Bascha Mika
Martin Schulz
Lothar Binding
Ralf Kapschack
Matthias W. Birkwald
Matthias Miersch
Pia Zimmermann
Žaklin Nastić

www.eulenspiegel.com



Der Junge am Strand

Es war ein Foto, das um die Welt ging und die Menschheit erschütterte: das Bild eines kleinen Jungen, der tot an einem Strand der türkischen Küste lag. Der Name des Kindes ist Alan Kurdi. Sein Schicksal und das seiner Familie wurde zum Symbol für die verzweifelte Notlage von Millionen von Menschen, die vor dem Krieg in Syrien flohen und sich in Europa eine sichere Zukunft erhofften. Von den nach Jasmin duftenden Vierteln von Damaskus vor dem Krieg über die Straßen von Aleppo während des Krieges bis hin zu den Flüchtlingslagern in der Türkei und den Vorstädten von Vancouver – »Der Junge am Strand« ist die Geschichte einer Familie, die von Verbundenheit, Verlust und der beharrlichen Suche nach einem sicheren Hafen in einer verheerenden Kriegszeit erzählt.

Tima Kurdis Memoiren geben denen eine Stimme, die keine Gelegenheit hatten, für sich selbst zu sprechen. Sie schildern ein Schicksal, das für alle steht und die gesamte Menschheit betrifft. Ihr Buch ist ein einzigartiges Zeugnis, ein leidenschaftliches Plädoyer für die Rechte der Flüchtlinge. Und ein Weckruf an die Welt, um das Sterben im Mittelmeer zu beenden und menschenwürdige Bedingungen des Ankommens zu schaffen.

Tima Kurdi:
Der Junge am Strand. Die Geschichte einer Familie auf der Flucht
 Aus dem Englischen von Lilian-Astrid Geese
 Mit einem Geleitwort
 von Gorden Isler (Sea-Eye)
 Assoziation A
 248 S., br., 19,80 €



FOTO: MAXINE BULLOCH

Tima Kurdi

1970 in Damaskus geboren, wanderte sie 1992 nach Kanada aus. Ihr Neffe Alan Kurdi starb bei dem Versuch seiner Familie, auf der Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg mit einem Boot von der Türkei nach Griechenland übersetzen. Tima Kurdi ist heute eine anerkannte Sprecherin, die sich für die Rechte von Geflüchteten einsetzt. Gemeinsam mit ihrem Bruder ist sie Gründerin der Kurdi Foundation, die sich für die Rechte geflüchteter Kinder engagiert.



FOTO: LOTTE OSTERMANN

Lilian-Astrid Geese

Als Tochter eines Musikers in Bonn geboren, absolvierte Geese ein Studium der Sprachen Englisch, Französisch und Spanisch an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und ist seit vielen Jahren als freie Übersetzerin und Dolmetscherin tätig. Zu ihrem Oeuvre gehören eine Vielzahl von Medienprojekten, Publikationen, Rezensionen und nicht zuletzt ihre Instagram-Fotoreihe stairway2lia.

LESEPROBE

Alan, geboren in Kobanê

Kobane war Rehannas Heimat, der Ort, an den sie 2011 für Ghalibs Geburt zurückkehrte, die Stadt, in die sie 2012 flüchtete, als die Kämpfe und Selbstmordattentate das Leben in Damaskus zu gefährlich machten, und in der sie blieb, während ihr Mann nach Istanbul pendelte, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Kobane war Rehannas sicherer Hafen. Für Abdullah verging kein Tag in der Türkei, an dem er nicht an seine Frau und seinen Sohn dachte. Rehanna war mit Alan schwanger, und Abdullah wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich wieder bei ihr zu sein. Er kehrte zurück, bevor Alan auf die Welt kam. Wenige Tage vor der Geburt telefonierten wir. »Ich platze bald«, sagte Rehanna und lachte ihr ansteckendes Lachen. Ich nannte sie mittlerweile Farhana, das arabische Wort für »fröhlich lachend«.

»Es ist so heiß, und dieses Äffchen in mir tritt mich die ganze Zeit. Wenn Abdullah sein Ohr auf meinen Bauch legt, muss ich mich immer rechtzeitig wegrehnen, damit er nicht getreten wird.«

»Was hast du heute gemacht?«, fragte ich sie.

»Wir haben nach dem Olivenhain deines Vaters geschaut«, erzählte sie. »Die Oliven sind riesig. Wie ich. Ich wünschte, du könntest sie sehen. Ich mache ein Foto und schicke es Baba. Er wird stolz sein.«

Alan kam nicht am errechneten Geburtstermin zur Welt. »Das Äffchen kommt nicht raus. Dabei kann ich es kaum erwarten«, meldete Abdullah in einer SMS.

Endlich setzten die Wehen ein. Abdullah rief Rehannas Mutter und meine Schwester Maha an, und sie eilten mit Rehanna ins Krankenhaus. Die Bedingungen dort hatten sich drastisch verschlechtert, seit im Umland von Kobane gekämpft wurde. Nur einer der diensthabenden Ärzte in der Klinik konnte einen Kaiserschnitt machen. Es gab Komplikationen.

»Rehanna hatte fast einen Herzstillstand. Sie musste reanimiert werden«, berichtete Abdullah, als ich anrief, um zu erfahren, wie es lief. »Sie hat sehr viel Blut verloren, und im Krankenhaus war ihre Blutgruppe knapp. Doch zum Glück ging alles glatt. Alhamdulillah.«

Der muslimischen Tradition folgend, blieb Abdullah im Wartebereich der Klinik, betete, ging auf und ab und nervte Maha mit Fragen, wann auch immer sie aus dem Entbindungszimmer kam. »Maha, finde heraus, was los ist«, forderte er. Endlich verkündete sie: »Alf mabrouk! Mein Glückwunsch! Es ist wieder ein Junge.«

Abdullah und Rehannas zweiter Sohn, Alan, wurde am 6. Juni 2013 geboren, am Rande des einen und im Epizentrum eines weiteren Kriegsgebiets. Der Kreislauf des Lebens macht selbst im Krieg nicht halt. Ich sprach mit dem stolzen Vater. Beglückt hielt er sein Baby im Arm: »Habib albi, er ist so klein. Er ist schön wie ein leuchtender Mond. Sag' was zu deiner Amme«, forderte er den Kleinen auf und hielt ihm das Telefon ans Ohr.

»Hallo, mein Süßer, ich kann nicht erwarten, dich zu sehen«, antwortete ich gerührt. – »Fatima, ich schwöre, er lächelt dich an«, setzte Abdullah unser Gespräch fort. – »Wie geht es Rehanna«, wollte ich wissen. – »Alles in Ordnung, es geht ihr gut.«

Abdullah schickte ein Foto des süßen Kindes. Alan hatte so helles Haar, dass ich mir einen Scherz nicht verkneifen konnte: »Ihr seid beide so dunkel. Woher hast du diesen Jungen? Mashallah, er sieht aus wie ein Engel.«

Ein paar Wochen später nahm Abdullah beide Kinder mit in ein Internet-Café und wir skypten. Endlich konnte ich Alan sehen, während ich mit ihm sprach. Er war winzig und schlief ganz friedlich auf dem Arm seines Papas. »Dieser Junge ist ein Engel. Er schläft traumhaft gut, und wenn er wach ist, ist er glücklich und zufrieden«, erzählte mein Bruder begeistert. »Ich habe noch nie ein Neugeborenes so häufig lächeln gesehen.«

Ghalib lächelte nicht. Er war alles andere als beeindruckt vom Nachwuchs in der Familie. »Wie schön, du hast ein Brüderchen!«, ermunterte ich ihn, mit mir zu reden. – »Er ist ein Esel. Ich mag ihn nicht«, antwortete er. Er sah seinen Vater an: »Bring' ihn dorthin zurück, wo du ihn hergeholt hast. Wie viel hat er gekostet?« – »Einen Lira«, scherzte Abdullah. Ghalib überlegte. »Okay«, sagte er schließlich. »Dann los, lass uns ihn eintauschen.« Unser Lachen weckte Alan, der begann, wie ein Täubchen zu gurgen.

»Hast du schon einen Namen für den Kleinen?«, fragte ich Abdullah. – »Ich traue mich kaum, aber ich würde ihn gern nach deinem Sohn nennen. Darf er Alan heißen? Es ist ein wunderschöner kurdischer Name. Rehanna gefällt er auch.«

Natürlich war ich einverstanden: »Es ist mir eine Ehre.«

Nach Alans Geburt blieb Rehanna, trotz der Härten des Kriegsalltags, gut gelaunt und optimistisch. Wenn es kein Wasser und nichts zu essen gab oder der Strom ausfiel, sagte sie: »Das ist der perfekte Moment, um zu den Sternen hochzuschauen und sich am Licht des Mondes zu erfreuen. Er leuchtet wie eine riesige Kerze.« Wenn sie Feuerholz nehmen mussten, um zu kochen, witzelte sie: »Wir leben halt in der Steinzeit.«

»Sie war jung und verliebt«, sagte Maha kürzlich, als wir, wie so oft, traurig über unsere viel zu früh gestorbene Rehanna und die Jungs sprachen. »Sie vergötterte Abdullah. Immer wieder sprach sie ihm Mut zu: »Mach dir keine Sorgen. Irgendwann endet der Krieg, und alles wird gut.«

»Sie war eine wunderbare Ehefrau und eine liebevolle Mutter. Nie beklagte sie sich über irgendetwas. Sie hoffte auf eine bessere Zukunft«, beschreibt Abdullah sie noch heute.

Bald nach Alans Geburt musste mein Bruder zurück zu seinem Job in Istanbul. Er sparte jeden Cent, um die Familie so schnell wie möglich nachzuholen. Der Abschied – wenn auch nur auf Zeit – war für alle schmerzhaft. »Ghalib hielt meine Hand ganz fest«, erinnerte Abdullah sich. »Er hob die andere Hand hoch zu Allah und sagte mit lauter Stimme: »Möge Gott uns mehr schenken.« Wenn ich in den Bus stieg, winkte er und rief: »Bring Bananen mit, wenn du zurückkommst, Papa.« Das gab mir die Kraft, durchzuhalten.«

Die Gewalt im Land nahm zu. Der Syrienkrieg hatte viele Städte in den westlichen und südlichen Provinzen in Schutt und Asche gelegt. Auch Hama, den Geburtsort meines Vaters. In anderen Landesteilen bekämpften sich die syrische Armee und Rebellentruppen, doch noch war Kobane ein relativ ruhiger und sicherer Ort. Im August 2013 töteten IS und die al-Nusra-Front viele Menschen, darunter Frauen und Kinder, bei einem Massaker in der Provinz Aleppo. Es folgten Terrorangriffe auf Städte und Dörfer in der Nähe von Kobane. Tausende Zivilisten mussten fliehen. Manche suchten in Aleppo-Stadt Zuflucht, andere versteckten sich in Kobane. Wieder andere setzten sich über die nahegelegene Grenze in die Türkei ab. Wer in der Region blieb, riskierte, entführt, für Lösegeld festgehalten, gefoltert und geköpft zu werden. Die Gerüchte über verstärkte Kampfhandlungen in der Region von Aleppo, in Idlib im Westen und Homs im Süden machten Reisen nach Damaskus zu einem lebensgefährlichen Abenteuer. Die Terroristen hatten Kobane umzingelt.

Wenige Monate nach Alans Geburt machten sich Rehanna und die Kinder auf den Weg zu Abdullah in die Türkei. Der Terror herrschte jetzt überall in der Region. Ein Schleuser sollte sie sicher über die Grenze bringen. Sie folgten ihm im Gänsemarsch. Die ganze Strecke war vermint. »Bleibt zusammen«, erinnerte sie der Fluchthelfer immer wieder. »Lauf genau hinter mir.« Irgendwann trat ein kleines Mädchen aus der Reihe. Ei-

ne Landmine explodierte und riss ihr die Beine ab. Rehanna und ihre Söhne hatten Glück. Sie kamen sicher durch die Gefahrenzone.

In Istanbul fand Abdullah eine Wohnung für die ganze Familie für 400 Lira im Monat. Er arbeitete unermüdlich und verdiente 650 Lira, doch schon bald reichte das nicht mehr, um Miete und Essen zu bezahlen. Dennoch blieb er, denn hier waren seine Lieben sicher vor der täglichen Gewalt des Krieges.

Daheim in Syrien kam der Herbst, der kalte Winter würde bald folgen, und ein Ende der schrecklichen Kämpfe war nicht in Sicht. Meine Geschwister mussten sich der Entscheidung stellen, vor der auch Rehanna gestanden hatte: in Syrien bleiben und das eigene Leben sowie das Leben der Kinder riskieren oder in die sichere Türkei fliehen. Familie, Freunde und Bekannte – sie alle lebten in permanenter Angst. Jeden Morgen, wenn sie aufbrachen, um etwas zum Essen zu organisieren, fragten sie sich: »Wird mein Haus noch stehen, wenn ich zurückkehre? Werden meine Kinder einen weiteren Tag überleben? Werde ich umkommen und sie als Waisen zurücklassen?« Jeden Abend, jede Nacht herrschten Angst und Unsicherheit: »Werde ich morgen aufwachen? Und wenn ja, was wird mich erwarten?«

Mohammads und Ghousons sechsköpfige Familie beschloss, nach Kobane und dann weiter in die Türkei zu fliehen. Ihr zwölfjähriger Sohn Shergo hatte einen Leistenbruch, und in der Türkei würde er operiert werden können. Doch mittlerweile war der Landweg für Männer sehr gefährlich geworden, und für Kinder war er noch gefährlicher. Mohammads ältere Tochter Heveen war damals vierzehn, Ranim, die jüngere, war sechs, Rezan, der kleine Sohn, war vier. Die Familie passierte zahllose Checkpoints und begegnete immer wieder Terroristen, die über die türkische Grenze nach Syrien strömten. Obwohl viele von ihnen nicht einmal selbst Syrer waren, attackierten sie syrische Flüchtlinge und beschimpften sie als »Treulose« und »Landesverräter«. Die kurdische Miliz sperrte alle Zugangsstraßen nach Kobane. Die Einwohner der Stadt brauchten Passierscheine, um sie verlassen zu dürfen.

Ghouson ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Sie war eine Powerfrau und ebenso hartnäckig wie meine jüngste Schwester Hivron. Ghouson hätte alles getan, um ihre Kinder zu schützen. »Was würden Sie denn tun, wenn Ihr Sohn stirbt?«, fragte sie jeden, der sich ihr in den Weg stellte. Sie gab nicht auf und verbrachte einen ganzen Tag auf dem Amt, bis sie die Ausreisepapiere in der Hand hatte.

Mit dem Passierschein der kurdischen YPG-Miliz besaß Mohammads Familie die Genehmigung, Kobane zu verlassen. Nun stand ihnen der gefährliche Transit in die Türkei bevor. Kurz vor der Grenze stellte sich ihnen eine Rebellengruppe in den Weg. Sie schlugen Mohammad und beschuldigten ihn, ein kurdischer *kafir* zu sein, ein Kombattant, der sein Land verrate. Dann drückten sie Shergo ein Gewehr in die Hand und befahlen ihm, seinen Vater zu erschießen.

»Minshan Allah, bitte nicht«, flehte Ghouson und fiel auf die Knie. »Wir sind einfache Menschen, die in die Türkei wollen, wo unser Sohn operiert werden kann.« Sie betete, bis die Terroristen Shergo die Waffe abnahmen. Mohammad musste beweisen, dass er ein Muslim ist, indem er eine Zeile aus dem Koran zitierte. Schließlich ließen die Rebellen ihn mit seiner Familie ziehen.



Die Schönheit der Nützlichkeit

Ein Buchtitel, der nicht übertreibt: »Das Streben nach Vollkommenheit« über japanische Handwerkskünste

JÜRGEN SCHNEIDER

In den 1980er Jahren wurde der Welthandels- und Industrieriese Japan zum Hightech-Weltmeister – für Nippontopia war kein Ziel zu hoch gesteckt. Die Fortschrittsgläubigkeit erfuhr durch die Nuklearkatastrophe vom März 2011 im japanischen Atomkraftwerk Fukushima Daiichi eine Zäsur. Wegen der aktuellen Corona-Pandemie schrumpft die japanische Wirtschaft, was vielen Betrieben schwer zusetzt – darunter auch zahlreiche kleine traditionelle Handwerksbetriebe, von denen viele arge Probleme haben und vor dem Ruin stehen. Da viele Mitarbeiter dieser Betriebe schon recht alt sind, wird mit einer Zunahme von Schließungen gerechnet, wenn die Wirtschaft sich nicht erholt. Das bedeutet jedoch, dass so manche Tradition verschwinden wird.

So betrachtet könnte das Buch »Das Streben nach Vollkommenheit. Japanisches Handwerk zwischen Tradition und Moderne« eine Art papiernes »Denkmal« werden – für die Produkte hoch spezialisierter und äußerst geschickter Handwerkerinnen

und Handwerker, die den Spagat zwischen Handwerk und Moderne beherrschen.

In diesem exzellent gestalteten und bilderten Buch wird die Leserschaft auf eine Reise durch die Regionen Japans mitgenommen und mit Werkstätten vertraut gemacht, in denen jahrhundertalte Techniken auf hohem Niveau weitergeführt werden. Und dabei wird kaum etwas ausgelassen: Sumo-Gürtel, maßgeschneiderte Hausschuhe, die aufwendige Lackkunst, Samurai-Rüstungen, handgeschöpftes Papier, dessen sich einst schon Rembrandt bediente, Masken für das No-Theater, Pinselherstellung, die kunstvolle Bemalung von Seidenkimonos und nicht zuletzt die Produktion des japanischen Nationalgetränks Sake, deren Techniken sich bis in die Nara-Zeit (710–784) zurückverfolgen lassen.

Einige dieser Handwerkskünste werden der »Volkskunst« (Mingei) zugerechnet, die Soetsu Yanagi (1889–1961) schon in seinem Buch »Die Schönheit der einfachen Dinge« beschrieben hat. Für ihn ist die Schönheit nicht von der Nützlichkeit zu trennen. In dem von Irwin Wong herausgegebenen Buch »Streben nach Vollkommenheit« beginnt die Vorstellung der Hand-

werkskünste mit der zeitaufwendigen Herstellung der traditionellen Langbögen, die aus zwei Schichten von getrocknetem Sumachholz bestehen, um das fünf verkohlte Bambusstreifen geleimt werden. Mit 80 bis 100 Bambuskeilen wird die Leimverbindung unter Spannung gesetzt. Die Konstruktion hat sich seit dem 17. Jahrhundert nicht verändert, und die Wettkämpfer des modernen Kyodo, des japanischen Bogenschießens, verwenden weitgehend die gleichen Bögen wie vor 200 Jahren. Berühmt für die Bogenherstellung ist die Burgstadt Miyakonojō in der Region Kyūshū.

Katana heißt das traditionelle japanische Schwert, das bis zum Beginn der Meiji-Zeit im Jahre 1868 die meistverbreitete Kriegswaffe und zudem das Statussymbol der Samurai, ja deren »Seele« war. Nur der japanischen Kriegerklasse stand das Recht zu, ein Katana zu besitzen und zu tragen. Die Heimat vieler moderner Schwertschmiede ist der Ort Seki, der auch für seine Küchenmesser bekannt ist. Einer Überlieferung nach war der erste Schwertschmied von Seki ein Mann namens Motoshige, der in der Kamakura-Ära (1185–1333) in die Gegend zog.

Der heute in Seki wirkende Schwertschmied Fujiwara Kanefusa ist der 26. Meister in einer Reihe von Kanefusa-Schwertschmieden, die bis 1400 zurückreicht. Zum schwierigen Prozess des Schmiedens eines Katanas sagt er: »Die Flammen lehren einen alles – ihr Knistern, ihre Farbtöne, das Orange, Gelb und Rot.« Die Herstellung von Katanas unterliegt einer strengen Reglementierung. Jedes gefertigte Schwert muss bei der Regierung registriert werden, und jeder Schmied darf pro Monat nur zwei Schwerter produzieren.

In der Stadt Miki werden traditionelle Metall-Werkzeuge für die Verarbeitung von Holz oder zum Verputzen hergestellt – Holzhobel, Handsägen, Meißel und Kellen.

Auch im japanischen Tee-Zeremoniell wurden Metallutensilien beliebt, wie etwa der Eisenkessel. Porzellan und Töpferwaren gewannen ebenfalls im Rahmen des Tee-Zeremoniells an Bedeutung. In »Das Streben nach Vollkommenheit« werden mehrere Handwerker vorgestellt, die sich der Keramik Kunst verschrieben haben.



Der junge Töpfer Naoe Koide wirkt in der Präfektur Okayama, früher als Bizen bekannt, und widmet sich den Bizen yakimono, Keramikprodukten, deren Charakteristikum natürliche Erdtöne sind. Diese Stücke sind durch eine Ästhetik gekennzeichnet, »die in starkem Kontrast zum hochtechnologischen Auftreten des modernen Japan steht. Die Spontaneität, die jedem Bizenyaki-Stück innewohnt, ist Sinnbild für die schlichte Schönheit der Natur.« Wirklich zufrieden ist Naoe Koide jedoch nur mit einem von tausend Stücken.

Unabdingbares Zubehör zum Tee-Zeremoniell ist der Teebesen, der aus einem einzigen Stück Bambus geschnitzt wird. In Takayama stellt Tango Tanimura diese kleinen Kunstwerke her. Er ist der Spross einer langen Reihe von Teebesen-Herstellern, die über 500 Jahre zurückreicht.

»Traditionelles Handwerk«, so der Sumo-Gürtel-Hersteller Ono, »ist nur eine Kopie (...). Der Schüler lernt, indem er den Meister kopiert. Wenn sich inmitten dieses Prozesses nichts verändert, dann hört das Handwerk auf, lebendig zu sein, und gehört ins Museum.« Die anhaltende Corona-Pandemie könnte den Prozess der Museifizierung trotz dieses Veränderungswillens beschleunigen.

Irwin Wong & Gestalten (Hg.): Das Streben nach Vollkommenheit. Japanisches Handwerk zwischen Tradition und Moderne. Verlag Gestalten, 320 S., geb., 45 €.



ANZEIGE

Stefan Wogawa
Das Indianergrab
ISBN 978-3-945068-19-9
19,90 EUR (D)

Gerhard Hörselmann
Unterm Himmel der Annapurna
Höhenwege durch Nepal
ISBN 978-3-945068-21-2
19,90 EUR (D)

THK-Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Erfurter Straße 29, 99310 Arnstadt
Bestellungen auch unter: info@thueringer-kommunalverlag.de

Seeräuber-Jenny und Surabaya-Johnny

Jenő Rejtő alias P. Howard und seine Kintopp- und Groschenroman-Parodien sind wieder da

MARIO PSCHERA

Irgendwann kommt das Schiff mit acht Segeln und fünfzig Kanonen an Bord und rächt die Erniedrigten und Beleidigten, die den Tresen wischen, das Brot backen und am Fließband schufteten. Und weil jeder Traum und jede Sehnsucht gut genug ist, damit ein paar Pennys zu verdienen, erfanden geschäftstüchtige Verleger und Filmproduzenten den Groschenroman und das Kintopp. Hach, was waren das für aufregende Zeiten! Harry Piel jagt den Schwarzen Pierrot und fahndet im Zirkus Beely nach wichtigen Dokumenten und maskierten Mördern. Wackere Burden, Kuriere, falsche Prinzen, Kokotten und Kapitäne tingeln durch die Kneipen von Frisco und Rio, schippern übers Chinesische Meer und schwitzen sich im Dschungel von Borneo zu Tode. Doch immer mit Happy End. Der Sensationen aber ist gar kein Ende.

Wo ein Bestseller ist, ist immer auch die Parodie nicht fern. Auf Parodien verstand sich der 1905 geborene Jenő Reich alias Jenő Rejtő alias P. Howard. Der abgebrochene Student begann mit 28 Jahren seine mit absurdem Wortwitz glänzenden Antiheldengeschichten zu schreiben und zählt noch immer zu den beliebtesten ungarischen Schriftstellern.

Im vorläufig letzten Buch einer sechsbändigen Reihe wird dem ambitionierten Meeressganoven Jimmy Reeperbahn auf der Suche nach einem Schiff mit verschwundenen Fachleuten und Wissenschaftlern, die für das Militär Metallvorkommen erkunden sollen, von seinem Mentor und Intimfeind Fred Unrat (der auch so stinkt, wie er heißt) eine, ja, Kapitänin vor die Nase gesetzt. Frechheit! Nicht nur ist diese Kapitänin Marita eine sexy knallharte Kerlin, sie erliegt auch noch dem Charme des dubiosen Kupfergrafen, statt sich mit dem entflammten Jimmy zu arrangieren. Derweil Sülze Strebsam, der jodelnde

Schnapsvertilger anfänglich wertvolle, wenn auch verrauchte Hinweise auf das zu lösende Rätsel gibt, dann aber mit seiner tragbaren Zimmertür gar zu rabiate Lösungsvorschläge anbietet.

Die Jagd führt zu einer Insel, die auf keiner Karte verzeichnet ist, leider ist sie das Revier des Großen Drachens, der mit seiner Piratenbande ein großes Piff-Puff-Paff zu veranstalten weiß. Das ist die große Stunde des Fred Unrat, der nicht nur der gerissenste Hund der Südsee ist, sondern anscheinend auch Verbindungen in höchste Kreise hat. Zu jeder Geschichte gibt es eine Vorgeschichte, eine falsche Fährte reiht sich an die nächste: Liebe Leser, Sie werden gar nicht anders können, als sämtliche Bücher von Jimmy & Co. zu lesen. Das ist das James-Bond-Prinzip.

Und Sie werden dranbleiben, denn die Szenen und Dialoge sind zum Schreien komisch, wahres Amphetamin für die kleinen grauen Zellen, wie Poirót sagen würde: »Oho! Nur weil man ein Messer in Sie hi-

neinsticht, haben Sie noch kein Recht, es zu behalten. Das ist Selbstjustiz! Zum Glück gibt es noch Gerechtigkeit auf der Welt!« »Ich berufe mich ja nicht auf die Gerechtigkeit, sondern auf die Medizin. Der Wirt sagt, das Messer muss drinbleiben. Ärztliche Vorschrift!« – »Der Arzt soll über seine eigenen Sachen verfügen, das Messer ist mein Werkzeug!« – »Hm ... schwierige Sache ...«

Jetzt behaupten Sie nicht, dass sei alles nur billiger Schund. Die große Lotte Lenya, Kurt Weills Seeräuber-Jenny, war sich nicht zu schade, 1963 als abtrünnige KGB-Agentin mit 007-Sean Connery einen giftig-letal-erotischen Tanz aufzuführen. Lang lebe der Groschenroman und seine Verallerberung, das beste Antidot gegen Sissi-Schmerz und Mel-Gibson-Pathos. »Nimm doch die Pfeife aus dem Maul, du Hund!«

P. Howard (i. e. Jenő Rejtő): Ein Seemann hieß Marita. Ein Piratenthiller. A. d. Ungar. v. Vilmos Csernohorsky jr. Elfenbein, 160 S., br., 22 €.

ANZEIGE

Friedrich Engels
Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft
Neue Studienausgabe
Dietz Berlin

Rolf Hecker/Ingo Stütze (Hrsg.)
Engels' »Anti-Dühring« Kontext, Interpretationen, Wirkung
Begleitband zur Neuen Studienausgabe
Dietz Berlin

Michael Krätke (Hrsg.)
Friedrich Engels oder: Wie ein »Cotton-Lord« den Marxismus erfand
Dietz Berlin

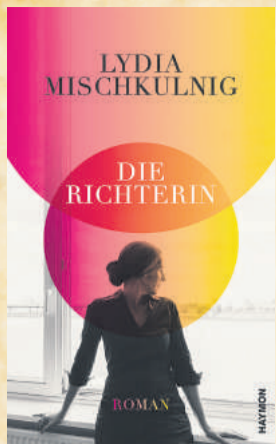
Friedrich Engels
Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft
Neue Studienausgabe
536 Seiten, gebunden, 24,00 €
ISBN 978-3-320-02369-0

Engels' »Anti-Dühring« Kontext, Interpretationen, Wirkung
Begleitband zur Neuen Studienausgabe
Rolf Hecker/Ingo Stütze (Hrsg.)
176 Seiten, gebunden, 18,00 €
ISBN 978-3-320-02370-6

Beide Bände im Schuber
35,00 €, ISBN 978-3-320-02371-3

Michael Krätke (Hrsg.)
Friedrich Engels oder: Wie ein »Cotton-Lord« den Marxismus erfand
200 Seiten, Broschur mit 7 Abbildungen, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02368-3

Dietz Berlin
dietzberlin.de



LESEPROBE

Die Dame mit Schale und Schwert

Die Richterin

Gabrielle ist Asylrichterin. Auf ihr Geheiß hin dürfen Menschen im Land bleiben – oder müssen es verlassen. Täglich bestimmt sie über Schicksale. Doch worauf fußen diese Urteile? Sind sie sachlich nachvollziehbare Gründe? Sind sie politisch motiviert? Wirken dabei unbewusst auch persönliche Sympathien mit? Die Entscheidung, die Gabrielle heute trifft, kann morgen unter neuen Umständen schon wieder falsch erscheinen. Die Konsequenzen aber sind nicht rückgängig zu machen.

Als das Gerücht umgeht, jemand wolle sich für ein Urteil an Gabrielle rächen, gerät ihr Leben aus den Fugen. Wird sie verfolgt? Oder ist alles nur Einbildung? Was wirklich ist, verliert für sie immer mehr seine Konturen. Lydia Mischkulnig stellt in ihrem jüngsten Roman längst überholte, aber immer noch verbreitete Rollenbilder auf den Kopf.

Lydia Mischkulnig:
Die Richterin
Verlag Haymon
296 S., geb., 22,90 €



FOTO: MARGIT MARUL

Lydia Mischkulnig

Geboren 1963 in Klagenfurt, lebt und arbeitet Mischkulnig heute in Wien. Mehrfach ausgezeichnet, u. a. Bertelsmann-Literaturpreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb (1996), Manuscript-Preis (2002), Elias-Canetti-Stipendium der Stadt Wien (2007), Österreichischer Förderpreis für Literatur (2009), Joseph-Roth-Stipendium (2010), Veza-Canetti-Preis und Johann-Beer-Literaturpreis (beide 2017), zuletzt Würdigungspreis des Landes Kärnten für Literatur (2020). Bei Haymon erschienen: »Hollywood im Winter«, Roman (1996); »Macht euch keine Sorgen. Neun Heim-suchungen« (2009); »Schwestern der Angst«, Roman (2010, Haymon tb 2018); »Vom Gebrauch der Wünsche«, Roman (2014) und »Die Paradiesmaschine«, Erzählungen (2016).

Terrennung soll der Mensch auf Müll beschränken, das kann zumindest nicht schaden. Konserven zum Metall, Flaschen zum Glas, Knochen in den Kompost. Papiere zu Papieren. Sie nahm die Brille ab, rieb sich die Augen, kramte in der Handtasche nach dem Schminkebeutel, wo das Fläschchen mit den Tropfen steckte. Der natürliche Tränenfluss verdunstete zu schnell und deshalb brannten die Augen. Sie legte den Kopf in den Nacken, hielt das Fläschchen hoch und drehte es um. Die zähe Flüssigkeit trat aus der Öffnung, quoll und blähte sich auf zu einer Perle, bis das Gewicht abriss und der Tropfen im Augenwinkel zerplatzte. Das Gel legte sich kühl über die Hornhaut. Schlieren trübten den Blick. Ein paar Lidschläge folgten, dann sammelte die Linse wieder tadellos Licht und die Richterin mit klarer Sicht sortierte die Akten von Menschen.

Die meisten Fälle, mit denen sie in der zweiten Instanz zu tun hatte, behandelten Beschwerden, die eine andere Entscheidung in der Sache anstrebten, um Recht zu erlangen. Rechtsfriedens herzustellen ist eine juristische Angelegenheit und hat wenig mit dem natürlichen Sinn von Gerechtigkeit zu tun. In den Asylfällen zählten die nachgereichten Unterlagen viel. Sie halfen, das Bild von den negativ Beschiedenen zu verändern und Verfahrensfehler zu korrigieren. Falls die Richterin in der einen oder anderen Causa zum Entschluss käme, eine neue Hypothese der Zusammenhänge anzunehmen, würde sie dieser aufgrund der neuen Faktenlage folgen. Käme es nach ihrer Erkenntnis zu Widerspruch in den Aussagen des Antragstellers, denn in den meisten Fällen handelte es sich um einen Mann, dann könnte sie nachfragen und Aufklärung erhalten. Wer mit Gabrielles Erkenntnis nicht zufrieden war, der konnte sich an das Höchstgericht wenden und vielleicht sogar an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg. Gabrielle verkündete ihre Urteile nur mündlich, wenn sie sich der Sache sicher war. Ansonsten erließ sie schriftlich ihre Entscheidungen.

Gabrielle schätzte die Abwechslung in ihrem richterlichen Alltag zwischen Asylfällen, großen Vertragsabschlüssen des Bundes und deren Anfechtungen und anderen Bereichen des Vergaberechts. Doch schon seit einiger Zeit mehrten sich die Asylfälle. Sie blätterte, studierte die Unterlagen der Beschwerdeführer. Nach der Musterung legte sie die Fälle entweder links oder rechts von sich ab. Die Stapel wuchsen nur langsam. Immer wieder träufelte sie die Tropfen in ihre Augen, um den Lesefluss in Gang zu halten. Nach einer Stunde unterbrach sie die Arbeit und hatte Lust auf einen Kaffee. Sie holte Wasser, füllte es in den Container und schaltete die Maschine ein, um das Wasser aufzuheizen.

Der rechte Stapel war für die simplen schutzwürdigen, der linke für die komplizierteren Ursachen angelegt. Die Termine für die Verhandlungen setzte sie nach der Komplexität der Fälle fest. Noch war kein Bewerber dabei, den sie eindeutig der Abschiebung hätte zuführen müssen. Da geriet ihr das Attest einer posttraumatischen Belastungsstörung zwischen die Finger. Welche Beweise sie auch würdigte, fürs Bleiben entschied sie nach österreichischem Recht. Sie verglich die Aktenzahl mit dem Attest. Es war nachgereicht und bisher noch nicht berücksichtigt worden. Sie sah die Papiere zur betreffenden Person durch und strich im Bescheid der ersten Instanz das Zitat der Länderdokumentation an. Dann legte sie den Akt links ab.

Der Betroffene war männlich, weit unter 30, ohne Ausbildung, seit der Pubertät auf der Flucht. Gabrielle prüfte die Angaben der anwaltlichen Vertretung des nächsten Falles, zog wieder ein ärztliches Gutachten hervor und stellte fest, dass derselbe Arzt die Atteste geschrieben hatte. Sie legte das Blatt ein, schob den Akt von sich weg. Die Distanz des Gutachters, der die psychiatrische Untersuchung vorgenommen hatte, musste sie in Frage stellen. Wieso stammte das Attest in beiden Fällen vom selben Arzt, und wieso kam es erst jetzt daher? Korrektheit machte Gabrielle nicht unmenschlich, nur emotional unberührbar für das Amt. Die Augen trännten. Die Richterin war froh, das Büro für sich allein zu haben. Ein Organ der Rechtspflege mit solch nassen Augen sähe aus, als würde es über den Akten weinen.

Sie nahm den Kalender, blätterte, blies die Wangen auf. Sie hatte den Termin beim Augenarzt nicht vergessen. Da klingelte das Telefon in ihrer Manteltasche. Sie ging zur Garderobe und fischte es hervor. Eine Schweizer Nummer stand auf dem Display. Ihr Herz klopfte schneller. Sie hatte keine Lust abzuheben. Mut oder Lust, was wusste sie schon über den Anrufer, jetzt jedenfalls war nicht der richtige Zeitpunkt dazu. Sie setzte sich wieder hin und überlegte, was geschähe, würde sie den Augenarzt anrufen und eine Verspätung ankündigen. Sie würde nicht rechtzeitig zur Besprechung ihres eigenen Befundes kommen. Die Sprechstundenhilfe würde sie natürlich mit dem Doktor verbinden.

Gabrielle schaute das Telefon überlegend an und wählte nicht die Nummer. Natürlich wäre der Arzt da, bereit, und würde sie konfrontieren. Aber womit? Mit guter oder schlechter Prognose. Die Richterin spürte den Widerwillen, doch sie war verantwortungsbewusst, besonders in ihren persönlichen Belangen. Egal. Sie würde das Gespräch ja nicht absagen, hatte nur zu viel zu tun im Augenblick und gleich eine Verhandlung zu führen. Sie würde später oder morgen wegen eines neuen Termins anrufen und dann vorbeikommen. Sie erledigte stets alles sofort, nur nicht, was ihr selbst zu Leibe rückte.

Sie ging mit sich selbst ins Gericht und gab einen mürrischen Brunzer von sich. Wäre es nicht besser, gleich den Befund zu erfahren und alles abzuklären, um gegebenenfalls noch am gleichen Nachmittag mit der Behandlung beginnen zu können? Ja klar, sagte sich Gabrielle, aber man müsste darauf gefasst sein, dass sich das Leben vollkommen ändern kann durch eine Diagnose. Und sie hatte noch eine wichtige Sache zu erledigen. Im Namen der Republik würde sie heute Asyl verkünden. Natürlich, sagte sie sich, ist nicht nur eine Diagnose usurpatorisch.

Gabrielle legte den Daumen in die dafür vorgesehene Mulde und drückte den Knopf, mit dem sie den nächsten hereinkommenden Anruf ablehnte. Die Funktionstaste war mit dem Symbol eines altmodischen roten Telefonhörers gekennzeichnet. Wer erinnerte sich noch an das Gefühl, den Hörer, schwer wie eine Hantel, abzuheben? Man sprach in den Hörer, genauer in seine Sprechkapsel, während die Hörkapsel an das Ohr gepresst wurde. Der Hörer war mit einem spiralisierten Kabel an den Standapparat von der Größe einer Handtasche gebunden. Mittlerweile war der Hörer längst losgelöst von seiner ursprünglichen Form und integriert in einen viereckigen Computer. Das Zeichen des Hörers hatte sich aber für das Telefonieren erhalten und durchgesetzt.

Auch Namen sind Zeichen. Man kann sie den Menschen geben und nehmen. Man kann einen Namen an viele vergeben und Gleichnamige schaffen. Wie viele Ahmads hatte sie in ihren Stapeln? Jeder Mensch ist ein Namensträger, jeder Mensch ist einzigartig, sofern er einen Namensgeber hat. Der Name ist nicht einzigartig, beliebig teilbar und eine Zuschreibung, die Informationen zur Identifizierung enthält. Der Name überdauert die physische Materialität seines Trägers. Er bleibt als Spur vom Begriff einer Informationsmenge auf dem Grabstein stehen, sofern er in einen Grabstein gemeißelt worden ist, und wittert in romantischer Unsterblichkeit vergessen dahin. Namen kann man abziehen und hinschreiben, den Menschen dahinter erschreiben.

Die Richterin mied den Sog der Vorstellungskraft, sie war eine Verkünderin von Wirklichkeit. Unter diesem Damoklesschwert lebte sie. Fall und Zufall veränderten ihre Vorstellung von Gerechtigkeit. Die Beute dieser Jagd nach Gültigkeit ihrer Sprüche war sie selbst.

Die Sonne knallte durch die Fenster. Der ganze Stock war überhitzt. Sie fächelte sich mit der Broschüre einer NGO Luft zu. Das Blatt war gefaltet, auf beiden Seiten mit jungen afghanischen Männern bebildert. Das Innenleben listete Gründe auf, weshalb Afghanistan nicht als hinreichend sicheres Drittland eingestuft werden konnte. Kriegähnliche Zustände überall. Verbrechen an Leib und Leben, soweit das Auge reichte.

Gabrielle schaute sich derartige Broschüren stets aufmerksam durch. Die Länderberichte waren als Argumentationshilfen verwendbar, sofern sie durch Zahlen und Daten abgesichert waren. Afghanistan erreichte demnach wieder neue Spitzenwerte an unschuldigen Toten. Arbeitsplätze fehlten und Ausbildungsplätze und die dazu notwendige Wirtschaft. Selbst der afghanische Minister für Flüchtlingsfragen bat die Republik Österreich, freiwillige Rückkehrer unter den Asylbewerbern nicht zurückzuschicken, da man zu Hause nicht wisse, wohin mit ihnen. Es wäre viel besser, sie in der europäischen Mitte auszubilden und ihnen danach mit einer kleinen finanziellen Unterstützung beim Aufbau wirtschaftlicher Rahmenbedingungen zu helfen.

Gabrielle kannte die unterschiedlichen Länderdokumentationen der verschiedenen Stellen. Sie haderte mit den widersprüchlichen Interpretationen und Empfehlungen. Die einen berichteten das Grauen und die anderen färbten Afghanistan schön und bekämpften kritische Einschätzungen als Hirngespinnerei einer Asyl-Lügen-Fabrik. Es gebe ihrer Meinung nach Straßenzüge in Kabul, in denen Schreiber sitzen und gegen Bezahlung Morddrohungen für die Fluchtwilligen verfertigen, um deren Asylchancen zu erhöhen. Teure Belege eines Fluchtgrundes, aber schon inflationär, weil sich praktisch jeder Fluchtwillige damit eindeckte.

Diese Schreiben waren der Richterin vertraut. Ebenso vertraut waren ihr die Verharmlosungen, dass Afghanistan als vielfältige Nation der Minderheiten über einen großen inneren Zusammenhalt mit regem Geschäftsleben verfüge. Es gab unter den konservativen, erkonservativen Afghanistan-Experten Ignoranten, die die Triebkräfte des Eros zu beleben empfahlen, womit die Liebe zu den Frauen gemeint war. Gabrielle kannte Fabrikbesitzer, die den unqualifiziertesten Kräften Afghanistans, den Frauen, eine Chance gaben, als Packerinnen zu arbeiten und Gemüse und Obst für die US-Stützpunkte zu liefern.

Die schönste Schock-Liebesgeschichte



Geschenke können alles verändern. So wie in dem berühmten Märchen der Gebrüder Grimm, in dem ein verarmtes Ehepaar, das eine Schusterei führt, nicht mehr ein noch aus weiß. Jede Nacht bekommen die beiden Besuch von den Wichtelmännern, die dann die gesamte Arbeit verrichten, die das Ehepaar nicht mehr schafft. Warum tun die das? Weil sie so freundlich sind. Das ist wohl der Humanismus der Wichtelmänner. Und ihr Sinn für erfolgreiches Produktmanagement. Sie arbeiten so lange für das Schusterpaar, bis es diesem wieder gut geht. Und dann schenken ihnen die beiden »niedliche Kleidungsstücke«, damit sie endlich was zum Anziehen haben. Und auch schöne Schuhe, die sie extra klein anfertigen. »So soll es wohl sein« sagte der Schuster zu seiner Frau, als sie ihm vorschlug, den Wichtelmännern diese Geschenke zu machen. Die sind davon so begeistert, dass sie, einmal frisch angezogen, nie wieder kommen; weil sie jetzt endlich so schön aussehen, wie sie es immer wollten. Aber das Schusterpaar wird auch nie wieder vom Glück verlassen. Neben diesem Märchen sind in dem Buch »Märchenhafte Wintermärchen« auch Geschichten von Selma Lagerlöf und Hans Christian Andersen versammelt. Von Letzterem gibt es die schockierend anrührende Geschichte vom standhaften Zinnsoldaten und der Tänzerin aus Papier – eine der schönsten Liebesgeschichten aus dem 19. Jahrhundert. So leidenschaftlich und so tragisch – seufz!

Märchenhafte Weihnachten. Wintermärchen aus aller Welt. Wunderhaus, 64 S., geb., 16,98 €.

Im Trubel der kunstseidenen Stadt

Auf den Spuren von Irmgard Keun: Ein großartiger Band von Michael Bienert

MONIKA MELCHERT

Berlin war eine verheißungsvolle Stadt. Wer berühmt werden, wer etwas darstellen wollte, musste hierher in die Metropole kommen, auf Biegen und Brechen. Und da ist Doris – sie will genau das, ja ganz wörtlich genommen will sie »ein Glanz sein«. Doch viele junge Frauen in den letzten Jahren der Weimarer Republik, der Arbeitslosigkeit und Krisen besitzen kaum das Nötigste. Doris hat große Träume, einen gestohlenen teuren Pelzmantel – und sonst vor allem billige Kunstseide. Der Roman »Das kunstseidene Mädchen« (1932) macht den Namen der Schriftstellerin Irmgard Keun (1905–1982) schlagartig bekannt. Sie trifft einen Nerv der Zeit mit dem neuen Ton ihrer Literatur, kess und ein bisschen schnoddrig, unsentimental, witzig, temperamentvoll, auch Neue Sachlichkeit genannt. Kurt Tucholsky bescheinigt der jungen Autorin viel Talent und notiert in seiner Literaturkritik, wie sich »das scheinbar so harmlos-komische Buch schließlich zu einer erschütternden Anklage gegen die Gesellschaft auswächst«. Hier zeige sich etwas, das

es noch niemals gegeben habe: »eine deutsche Humoristin«. Michael Bienert, der Berlin-Kenner par excellence, hat sich von Irmgard Keuns Büchern offensichtlich ebenso angezogen gefühlt. Erneut begibt er sich für die Reihe »Literarische Schauplätze« – nach Bänden über »Kästners Berlin«, »E. T. A. Hoffmanns Berlin«, »Döblins Berlin« und zuletzt »Brechts Berlin« – auf Spurensuche in Raum und Zeit. Es war, so sei ihm bewusst geworden, wie er schreibt, Zeit für eine Autorin, die bisher in seiner Sammlung fehlte. Mit dem Band »Das kunstseidene Berlin« gelang ihm ein überzeugendes Resultat literarischer Stadterkundung: Alle Adressen Irmgard Keuns in Berlin sucht er auf, ihr Geburtshaus in Charlottenburg; vor allem natürlich auch die Schauplätze ihrer Romane, und das sind zunächst einmal die Wartesäle der Berliner Bahnhöfe und die Cafés rund um die Gedächtniskirche. Wo Doris, das Mädchen aus Köln, bei einer Freundin provisorisch unterkommt, ist die Münzstraße nahe dem Alexanderplatz, seit Döblin eine literarische Adresse und ein Stückchen Berliner Unterwelt; dann aber, je mehr sie Fuß fasst in der großen Stadt, eher der elegante Berliner

Westen, Savignyplatz, die Gegend um den Wittenbergplatz, Tauentzien und Kurfürstendamm. Denn ein Sehnsuchtsziel all der jungen Leute, die einen Anteil erringen möchten an Glanz und Glamour der großen Welt, ist das KaDeWe. Ein Hauptgewinn dieser Buchreihe im Verlag für Berlin-Brandenburg sind die Illustrationen: Der hervorragend aufgemachte und reich bestückte Bild-Text-Band, sorgfältig komponiert mit historischen und heutigen Aufnahmen, Plakaten, Detailansichten und biografischen Fundstücken ist eine Freude für alle Sinne und macht »Das kunstseidene Berlin« zu einem exquisiten Geschenk. Geboren in Berlin, lebt Irmgard Keun dann allerdings mit ihren Eltern seit 1913 für einige Jahre in Köln. Von dort aus schickt sie auch ihre Hauptfigur Doris auf den Weg nach Berlin. Und nach einem Versuch als Stenotypistin und dem Besuch einer Schauspielerschule zieht es sie zurück in die Metropole. Denn Berlin bietet all das, was ihr erstrebenswert erscheint, im Übermaß: Tempo und Großstadtfair, die modernen Künste, Weltläufigkeit, einen Abglanz vom Leben der Reichen und Schönen.

Die Ich-Erzählerin Doris beobachtet das Flirren, den Trubel bei Tag und Nacht mit wachen Augen. Dass sie selber dabei eher unten steht und mittellosen Frauen wie ihr kaum eine Chance geboten wird, schärft ihren kritischen Blick beträchtlich. Eines will sie nicht: sich aushalten lassen. Die Figuren der Irmgard Keun verkörpern ebenso wie die Autorin den Typus der selbstbewussten jungen Frau, die ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit erringen, sich einen eigenen Platz im hektischen Großstadtleben schaffen möchte. Das ist sie sich wert. Dieses Frauenbild widersprach natürlich dem der NS-Ideologie vehement. Folgerichtig wurden ihre Bücher in der Nazizeit verboten und Irmgard Keun 1936 ins Exil gedrängt. Berlin ist ihr vieles schuldig geblieben. So gibt es in der Stadt bis heute keine Straße, die ihren Namen trägt. In Köln dagegen, wo sie 1982 gestorben ist, wird am Rathausturm sogar mit einer Skulptur an sie erinnert. Michael Bienert: Das kunstseidene Berlin. Irmgard Keuns literarische Schauplätze. Verlag für Berlin-Brandenburg, 200 S., 205 Abb., geb., 25 €.



Schwefelhölzer und der Schimmel an der Wand

Camilla Grudova greift die ehrwürdige Tradition des schaurigen Kunstmärchens auf

MARIO PSCHERA

Ooch, die niedliche Arielle! Wie sie unbeschwert durch die Meere schwimmt, mit ihren lustigen Fischfreunden spielt, wild-harmlose Abenteuer in Serie erlebt und gelegentlich mit einem Augenzwinkern von ihrem gestrengen Göttervater gerügt wird. Genau so hätte es sicher gern auch der Erfinder der kleinen Meerjungfrau, der 1805 geborene dänische Dichter Hans Christian Andersen aufgeschrieben, wäre er in einer Vorortidylle aufgewachsen und hätte er nicht selbst Not und Elend in seiner Kindheit erlebt. Viele seiner Kunstmärchen, die oft auf älteren Motiven basieren, spielen in engen Gassen, lichtlosen Behausungen, freudlosen Kneipen. Die Meerjungfrau ist stumm, ihre ersehnten Menschenbeine schmerzen, ein Waisenkind erfriert, Rachitis und Tuberkulose sind häufiger zu Gast als ein verirrter Singvogel. Geschildert haben die Misere etwa 1845 Friedrich Engels in »Die Lage der arbeitenden Klasse in England«, 1892 Charles Booth in »The Working Poor of London« oder Hans Ostwald 1905 in »Großstadt-Dokumente. Berlin«. Der »Säuregeruch der chemischen Fabriken« durchzieht auch das Erzähldebüt der Kanadierin Camilla Grudova von 2017. Die Menschen in ihren Geschichten leben in einem unbestimmten viktorianischen Zeitalter (irgendwann wird ein 1980 erwähnt), in feuchten, überlebten Häusern, nähren sich von Rindfleisch in Dosen und halten fri-

sches Gemüse für unerreichbare Kostbarkeiten. Sie tragen schäbige, zusammengestückelte Kleidung und arbeiten in seltsamen Fabriken. Wenn sie arbeiten. Männer sind ungewaschene und tumbe Wesen, die unbenannte Prüfungen absolvieren müssen; die man sich, weil es sich so gehört, von der Straße auflesen muss. Kinder sind die Träume der Reichen, den Vulven der Armen entwenden sich gesichtslose Wurmklumpen. In der Eingangserzählung trennt eine Greta sich wie ein Kleidungsstück auf, um ihr wahres Ich hervorzuholen: ein ameisenartiges Nähmaschinenwesen. Andere Frauen tun es ihr gleich, und Nähmaschinenarbeit wird zum Angriff auf weibliches Selbstsein, die Maschine zum bloßen ästhetischen Objekt. Eine junge Latein liebende Mutter, deren Zwillinge Aeneas und Arthur heißen, macht in einem Fotoautomaten die Entdeckung, dass sie sich mählich in eine Wölfin verwandelt. Ein schrulliger Kramladenbesitzer nimmt eine Meerjungfrau vom Strand mit nach Hause, die sich höchst merkwürdig benimmt. In einer Nähmaschinen-Glühbirnen-Konstruktion erwecken zwei Mädchen einen Engel und einen Pierrat im Dachbodendämmer. Die Traumgesichte verwandeln sich in obszöne Albträume. Aus der Kopulation eines Tintenfischs und einer Galionsfigur erwächst ein hölzerner Wandleuchter, der in einem schmierigen Künstlercafé Dienst tut, bis ihn sich eine Serviererin als Geliebten nimmt.

Camilla Grudova ist eine würdige Nachfolgerin des unglücklichen Justizrates E. T. A. Hoffmann, sie hebt die Olympia aus dem »Sandmann« ins 21. Jahrhundert, und Klein Zaches reinkarniert als Spinnenmann. Wie bei Hoffmann streckt das Grauen im Alltäg-

lichen das zierliche Krallenhändchen aus. Chapeau der Meisterin! Wo bleibt ihr nächstes Buch? Camilla Grudova: Das Alphabet der Puppen. A. d. Engl. v. Zoë Beck. Culturbooks, 200 S., geb., 20 €.

ANZEIGE

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Dieses Buch kratzt am Tabu der Gewerkschaften!

Die Umfrageforschung belegt, dass vor allem männliche Arbeiter bei den Sympathisierenden rechtsradikaler Parteien und Bewegungen überdurchschnittlich präsent sind. Über die Ursachen wird in den Sozialwissenschaften wie auch in den politischen Öffentlichkeiten heftig gestritten. Gegen luftige Erklärungsversuche setzt Klaus Dörre Forschungen, denen er über 40 Jahre lang in Arbeitermilieus nachgegangen ist. Dokumentiert wird eine rechte Tiefengeschichte, die sich im Lauf der Zeit radikalisiert.

Klaus Dörre
In der Warteschlange
 Arbeiter*innen und die radikale Rechte
 2020 – 355 Seiten – 30,00 €
 ISBN 978-3-89691-048-6

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE



LESEPROBE

Credo, quia absurdum est

Erster Brief

Lieber H a n s !

Nach zwei Jahren Waffenstillstand erreicht mich Dein Brief aus Paris. Du fragst nach mir. Aber damit nach uns. Ich soll schildern, wie es mir ergangen ist. Warum hast Du damals, schon ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, die Korrespondenz abgebrochen? Weil ich Dir schrieb, Du möchtest Deine politischen Ansichten nicht mehr äußern, wir kannten uns doch? Ich dachte, Du würdest diesen Satz ohne weiteres begreifen. Aber in all den Jahren danach hat es mich verfolgt, Du identifiziertest mich vielleicht, dieser vorsichtigen Mahnung wegen, mit Stukas und Konzentrationslagern.

Ich glaube, ich weiß wenig von mir zu berichten. Als wir uns kannten, stand ich noch in dem Lebensalter, wo man sich nicht real in die Geschehnisse einbezieht, sondern für eine Besonderheit mit gesondertem Schicksal hält. Jetzt ist das ganz anders geworden. Mein Lebensgefühl verdeutlicht sich vielleicht in dem Bild, als sei ich ein Teil des Trümmeratems von Berlin – Staub, Ruinen, Tote – aber auch Hoffnung, Zuversicht, Neubau, manchmal gleißend bunt und lugnerisch; es gibt Augenblicke, wo ich Zuversicht und Neubau für gesund halte.

Ich möchte Dir von den anderen Dingen erzählen, in denen ich bin. Ob Du zurückkehrst? Credo, quia absurdum est.

Meine Weise der Schilderung erhebt nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit, es ist »mit meinen Augen« gesehen. Ich darf nicht für alle sprechen, für keine Gruppe, keine Partei, keine Kirche, keine Klasse, nicht einmal für meine Generation – denn noch niemals habe ich mich als Repräsentanten gefühlt. Überhaupt haben mich Verallgemeinerungen mit der Tarantel gestochen.

Gestern sprach ich mit einem Achtzehnjährigen über Rußland. Er hatte Ansichten. Genau so ausgeprägte, rundliche Ansichten hatte er wie einst Du und ich. Er wußte, was Demokratie, was Freiheit meint. Er verstand unter Freiheit Amerika. Es war alles ganz einfach, was er sagte. Plastisch. Ich redete, wie er mir vorwarf, »drum herum«. Erwartest Du anderes von mir? Ich kann nur noch an die Dinge heran, wenn ich um sie herum gehe. Ich schleiche wie eine Katze um den heißen Brei, mit einem verbrannten Geschmack auf der Zunge. Aber niemand hat mich gebrannt oder auf den Mund geschlagen, außer meine eigene Einsicht.

In ein bestimmtes Lager gehöre ich – in das Lager derjenigen, die sich noch in gar keiner Weise beruhigt haben – über Nationalsozialismus und Krieg, über Sozialismus und Kapitalismus, über Schuld und Sühne, über eigene Schuld und eigene Sühne, kann ich mich nicht beruhigen. Auch nicht über unsere Spiegelbilder und unsere Verzerrungen, nicht über Papierverordnungen, an denen Blut und Hunger haften. Ich weiß kein Heilmittel gegen diese Unruhe, und wußte ich eines, ich würde es nicht anwenden. Es ist mir weder möglich mit einer Phraseologie und Heilpraktikerlehre Strohfeder zu zünden, die niemanden, außer den Brandstifter persönlich, erwärmen. Soll ich mich an dem Beispiel weiden, daß der Karren nach 1918 ähnlich schief gefahren wurde? Ich sähe keine Zier darin, zur vielgeschmähten, »deutschen Innerlichkeit« abzusinken, nur deshalb, weil sie geschmäht wurde.

Ich habe Descartes stets um den großen Augenblick bewundert und beneidet, da es ihm gelang, sich aller Vorurteile, allen Wissens, aller ausgetretenen Pfade zu entschlagen, um zu finden: cogito ergo sum! Warum soll ich es Dich erst herausfinden lassen, daß vorurteilsloses Denken nicht meine Stärke ist? Ich bin voll Unruhe – ich bin nicht objektiv – es gibt Äußerungen und Geschehnisse, zu denen ich rot sehe. Ich male schwarz-weiß, sicher tue ich das. Zu vielen Bildern, die sich mir aufdrängen, mache ich einfach die Augen zu: das will ich nicht sehen! Eine besondere Art der Verwahrung? Die Wogen des

Mitleids, des Grauens – ich will mich nicht von ihnen überspülen lassen. Ich gehe sparsam mit mir selbst um. Für welche Richtung, welchen Weg spare ich mich eigentlich auf? Trotzdem kann ich nicht hindern, daß es auf mich zukommt: krauses materielles und geistiges Elend, das Elend falscher und verfälschter Absichten!

»Ach ja, es tut schon weh« – hat Haringer in einem Abschiedsgedicht vor sich hingesagt. Ich finde nicht, daß es sich sentimental anhört. Oder faßt Du es so auf?

H e l e n e

Zweiter Brief

Lieber H a n s !

Noch weiß ich aus keiner Zeile, wie Du Dich entwickelst hast.

Ich erinnere mich gut all unserer Gespräche. Ich hatte mit Wahrheitsfanatismus, der einseitig und glühend war, die »Macht der Stulle« entdeckt! Wieviel Ethik legte meine Gruppe – die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Kinder – in diese Stulle! Der Katechismus flog mir um die Ohren und ich aus der Religionsstunde. Abenteurer des Materialismus waren wir und entlarvten Lehrer, Pfarrer und Eltern. Uns selbst entlarvten wir nicht. Wir waren wunderbar gläubig, in mancher Weise gläubiger als Du. Wir träumten weder von Macht, noch von Vermassung. Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit – darauf kam es uns an. Wir hofften, auf schnellstem Wege die irrende Menschheit dazu zu bewegen, eine gerechte Verteilung der Güter vorzunehmen, alle lächerlichen Vorurteile abzubauen, niemals der Stimme des Blutes, sondern immer nur der Helligkeit des Verstandes zu lauschen. Die Menschheit sollte sich dazu bekennen, daß sie gut ist.

Der Revolutionär pflegt in reiferen Jahren die Raupen vom Kohl seines Gartens zu lesen – Ideale haben es an sich, von Schuhsohlen platt getreten zu werden – wer Hörner hat, läuft sie sich ab, falls er auf dem Kopfe läuft.

Was ist aus uns geworden?

Möglicherweise glaubst Du, die Schreckensjahre hätten mich soweit gewandelt, daß ich den Kosmos und meine Rolle in der Welt jetzt anders begriffe? Das ist nicht so. Unter Hitlers Herrschaft haben sich meine Träume von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit konserviert, sie haben sich gehalten, ohne sich in positiver oder negativer Richtung zu entwickeln. Ich konnte mit dem Pfund, das ich in mir trug, nicht arbeiten. Ich mußte es vergraben – es blieb ein Pfund. Politische Naivität blieb politische Naivität. Schwarz waren die Totenkopfmachthaber für mich, die sich die Menge dienstbar machten, indem sie ihre niedrigsten und dumpfsten Triebe glorifizierten.

Nein – die Märtyrer ließen es nicht zu, daß ich mich in eine höhere Gelassenheit finden konnte! Wie ich Deinen Vater auf dem Kurfürstendamm traf. Er versuchte, grußlos an mir vorüberzugehen, um mich nicht in den vergifteten Kreis seines gelben Sterns zu ziehen. Ich ließ mir diese Rücksichtnahme nicht gefallen. Da blieb er stehen und hielt den Hut vor seinem Stern. Ich wollte sprechen, dazu hatte ich mich ihm ja in den Weg gestellt, und nun konnte ich es kaum. Ich fühlte die mechanische Zermalmung des flutenden Verkehrs um uns, die tödliche Gleichgültigkeit des Asphalts, auf dem wir standen. Sein Blick kam auf mich zu mit der grauen Größe eines Schmerzes, der ihm noch bevorstand, und den er bereits überwunden hatte. Plötzlich merkte ich, daß i c h ihm leid tat. Was soll ich daran noch schildern? Am nächsten Tag wollte ich ihn aufsuchen, aber er war nicht mehr in der Uhlandstraße. Eure Wohnung war mit einer Plombe der Gestapo versiegelt.

Deinen Bruder fand ich in seinem möblierten Zimmer in der Wittelsbacher Straße. Er mußte Kisten auf dem Schlesischen Bahnhof schleppen. Wir haben uns oft gesehen, bis er plötzlich auch

fort war. Seine Wirtin endlich – Du kennst sie doch noch? – hatte ich bewegt, zu mir zu ziehen. Sie konnte schneiden. Wir hatten beschlossen, sie als Hausschneiderin heranzureichen, damit sie ihren Wohnort öfter wechseln könnte. Bei mir sollte ihr festes Domizil sein. Eines Tages holte sie mich dann vom Geschäft ab, mit einem kleinen Köfferchen. Schon wollte ich mit ihr zum Stadtbahnhof gehen, da fiel mir ein, daß mein Brot nicht reiche. Ich ging in einen Bäckerladen. Als ich wieder herauskam, war sie verschwunden. Ich habe sie gesucht und nicht finden können. Ich hörte später – darauf war ich nicht gekommen –, daß sie plötzlich in ihre Wohnung zurückgelaufen war, den Häschern gerade in die Arme.

Es ist ja Wahnsinn, verzeih mir, daß ich Dir diese Dinge schreibe! Es gab andere, lautere, noch grauenhaftere Geschehnisse! Die Erschütterungen aber, die zum Abgrund der seelischen Existenz hinschwingen, halten uns fest.

Um die schwarze, blutige Kriegsmaschine Deutschland lag für mich eine weiße, schimmernde Welt. Im Osten verstrickte Mütterchen Rußland mit heißblütig slawischer List die gierigen Geier in frierendes Toteneis, verteidigte den tapferen Versuch, der Menschen Dinge neu zu ordnen, gegen unsere stählernen Mordpanzer. Im Westen schimmerte die Sonne der Freiheit vertrauter in den Abendfarben unserer Kultur. Alle miteinander waren sie für mich wie der Erzengel Michael, zu dem ich rief: Verteidige uns im Kampfe, gegen die Nachstellung des Satans sei unsere Schutzwehr! Für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hatte dieser, mein Michael, zu streiten. Nicht um Länderfetzen, nicht um europäisches Gleichgewicht, nicht um die Macht einer Nation.

Ich habe das Kriegsende in einem westdeutschen Dorf, nahe Holland, erlebt. Ich ging gerade, Milch zu holen, als ich ganz nahen Kanonendonner von der Front hörte. Ich habe nicht eine Sekunde die nahende Gefahr gefürchtet. Alle Psalmen sind stumm, verglichen mit der Dankhymne, die in mir aufbrach, weil der Erzengel Michael gekommen war, mit seinem Schwert die Kerker aufzuschlagen, die Konzentrationslager aufzuriegeln, die bleiche Menschen im Moor erstickten ließen – daß nach dieser Sintflut von Mord, Haß und Gier ein Stahlgewitter von Menschenliebe, Freiheit und Gerechtigkeit seine Blitze senden mußte! Und Du warst da. Plötzlich hatte ich keine Angst, Du könntest nicht mehr leben.

Ich glaube, daß sehr viele Deutsche, mochten sie auch beim Biere skeptischer klügelten, von dem gleichen Glückstaumel berauscht, von der gleichen Hoffnung durchglüht waren wie ich.

»You all have been Nazis«, sagten die Kanadier.

Dann kamen polnische Truppen und sagten das gleiche.

Es war selbstverständlich. Es war noch Krieg. Wir waren Feinde und alle Nazis. Daß ich nicht daran gedacht hatte – glaubte ich denn, auf meiner Stirn stünden meine Gesinnungen zu lesen wie auf der Kains das Mordmal?

Später kamen die Engländer mit einer No-Fraternization-Order. Die Nazis sagten: »Wir wollen ja gar nicht mit denen reden!« Die Realisten sagten: »Eine verständliche Verordnung.«

Ich bin nicht zu stolz, zuzugeben, daß mich die oben zitierten Äußerungen, die Verordnungen, nicht nur kränkten, sondern schwer persönlich verwundeten.

Stell' Dir ein unschuldiges Mädchen vor, das sich, nach inneren Kämpfen, aus wärmster Neigung einem Mann hingibt, und dann erntet sie frivoles Mißtrauen. – Das muß ein ähnliches Gefühl der Verwundung geben.

Neulich unterhielt ich mich mit Bekannten über jene Zeit und führte dieses Beispiel an.

»Das stimmt nicht«, meinte einer mit deutscher Unfehlbarkeit.

Aber es stimmt. Wer es nicht mitempfindet, hat eben niemals für den Sieg der Alliierten aus ganzem Herzen gebetet – zu welchem Gott auch immer.

H e l e n e

Berliner Briefe

Wie kaum eine Autorin ihrer Zeit hat Susanne Kerckhoff den Verlust der moralischen Integrität der Deutschen, ihre Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus und die Frage der daraus resultierenden geistigen Neuorientierung zum Mittelpunkt ihres literarischen Schaffens gemacht.

Ein bedeutendes Zeugnis dieser Auseinandersetzung ist ihr kurzer, 1948 erschienener halb fiktiver Briefroman »Berliner Briefe«. In diesem Buch richtet Helene, eine im zerstörten Berlin lebende Frau, nach Kriegsende 13 Briefe an ihren nach Paris emigrierten jüdischen Jugendfreund Hans. Antworten ihres Freundes erhält sie nicht (oder sie werden den Leserinnen und Lesern bewusst vorenthalten) – so sind die »Berliner Briefe« eine aufrichtige und nichts beschönigende Selbstbefragung, ein beklemmender Rückblick und zugleich eine Bestandsaufnahme des Gemütszustands der Deutschen, zwei Jahre nach Kriegsende und zu Beginn der Nürnberger Prozesse.

Susanne Kerckhoff:

Berliner Briefe

Roman. Hrsg. von Peter Graf
Verlag Das kulturelle Gedächtnis
112 S., geb., 20 €



FOTO: ARCHIV

Susanne Kerckhoff

Als Schriftstellerin, Publizistin und politische Stimme spielte Susanne Kerckhoff nach 1945 eine bedeutende Rolle im literarischen Diskurs der Nachkriegszeit. Die 1918 geborene Tochter des Literaturhistorikers Walther Harich und der Musikerin Eta Harich-Schneider (ihr Halbbruder war der Philosoph Wolfgang Harich) wurde 1945 zunächst Mitglied der SPD, trat aber 1947 der SED bei und siedelte in den Ostsektor Berlins über. Sie arbeitete für die satirische Wochenzeitung »Ullenspiegel« und war ab 1948 bis zu ihrem frühen Tod Redakteurin und Feuilletonleiterin bei der »Berliner Zeitung«. Nach politischen Auseinandersetzungen mit Walter Ulbricht, Paul Wandel und Stephan Hermlin nahm sich Susanne Kerckhoff 1950 das Leben. In den wenigen Jahren zwischen Kriegsende und ihrem Tod erschienen vier Bücher. Während des Krieges hatte sie mit drei Unterhaltungsromanen reüssiert.



Die weite Reise der Eva Mosbach



ABB.: DIETRICH ZIEBART

Sie ist elf. Von einem Tag auf den anderen muss sich Eva von ihren Eltern trennen. Mit anderen jüdischen Kindern aus Nürnberg verlässt sie in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1939 ihre Heimat, das jüdenfeindliche Deutschland, mit einem Kindertransport nach England. Nach den antisemitischen Novemberpogromen von 1938 wurden etwa 10 000 jüdische Kinder derart vor den deutschen Antisemiten gerettet. So abenteuerlich

und spannend die große Reise für Eva Mosbacher per Zug und per Dampfer ist, so unglücklich ist sie zugleich. Sie muss nicht nur eine neue Sprache erlernen, sich in eine andere Kultur einleben, sie ist auf unbestimmte Zeit von ihren Eltern getrennt. »Ich habe ganz schön Heimweh«, klagt sie. Auch wenn gut für sie gesorgt wird, sie in Cambridge eine »School for Girls« besucht und die englischen Mädchen, »alle Christen«, sehr nett

zu ihr sind. Sie lechzt nach jedem Brief von zu Hause. Als der Krieg ausbricht, dürfen nur noch Kurzmitteilungen von höchstens 25 Worten geschickt werden. Wird Eva ihre Eltern je wiedersehen?

Christoph Gann/Dietrich Ziebart: Wenn ihr hier ankommt ... Eva Mosbacher – ein jüdisches Mädchen und der Kindertransport nach England. Hentrich & Hentrich, 56 S., geb., 14,90 €.

Schere im Kopf

Immer weniger Menschen vertrauen den Medien – warum das so ist, erklärt Birk Meinhardt

UWE KALBE

Sie war ein ständiger Begleiter des DDR-Journalisten, die Schere im Kopf. Durchaus unterwarf man sich selbst der Logik des Klassenkampfes: Die Fehler und Schwächen des eigenen Systems, des Landes zu offenbaren, das es heute nicht mehr gibt, hieß, sie dem Gegner vor die Füße werfen. Direkt zum Fraß, und klar war, der Würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Manchmal freilich konnte man sich eine solche Wirkung der eigenen Sätze nicht vorstellen, wollte man vielmehr daran glauben, dass es notwendig war, sie genau so aufzuschreiben, wie man es für richtig hielt. Und wenn die Schere im Kopf eines Vorgesetzten dann ratterte, wo die eigene stillstand, konnte das auch Folgen haben. Meist nur für den Text. Entweder er wurde so geändert, dass er ins politische Bild passte, oder er durfte nicht erscheinen.

Wenn jemand wie Birk Meinhardt diese Erfahrung nicht vergessen kann, aus ihr eine Lebensregel gemacht hat, die ihn, ganz persönlich, vor Wiederholung bewahren soll, dann ist das für Menschen, die sich noch erinnern, überaus nachvollziehbar. Für Menschen ohne diese Erfahrung aber ist es eher eine Privatsache. Das zeigen auch die Reaktionen auf Meinhardts jüngstes Buchlein, das um dieses Thema kreist. Es beschreibt die Entfremdung des Reporters und heutigen Schriftstellers von der »Süddeutschen Zeitung«, bei der er nach der Wende Karriere machte.

Man ahnt, welch bittere Pille es gewesen sein muss, die er zu schlucken bekam. Bei jedem Blatt, das der Inbegriff eines über alle Zweifel erhabenen Journalismus war, gediegen und dazu noch elegant in seiner Sprache und großzügig genug, mit ihm, dem jungen Journalisten aus der DDR, einen von der anderen Seite hereinzuholen, quasi in der bekennenden Absicht, die Geschichten, die sich beide Teile Deutschlands nach der Vereinigung 1990 unbedingt zu erzählen hatten, im eigenen Blatt nicht zu versäumen.

1992 fing er dort an, das Ende hat kein so festes Datum, auch wenn es seine Kündigung gibt im Jahr 2012. Aber 2018 noch leidet er an seiner Zeitung, hat sie im Probeabo bestellt und wütet gegen die Beispiele ihrer

Verzerrung der Wirklichkeit, wütet gegen ihren Verrat an seinem Vertrauen in den guten, den echten Journalismus. Bei Meinhardt klingt es so, als habe sich die Zeitung verändert, er aber sei bei sich geblieben. Er hatte sich anfangs in sein Reporterleben gestürzt, gute Geschichten geschrieben, zweimal den Egon-Erwin-Kisch-Preis erhalten und war mit sich und seiner Umgebung im Reinen.

Dass irgendwann die erste Reportage nicht erscheinen soll, das löst sein Déjà-vu aus, ruft das alte Selbstversprechen am Ende der DDR wach. Insgesamt dreimal Scheitern mit Geschichten, die dem gängigen Bild der Wirklichkeit seine gut recherchierte Wirklichkeit entgegensetzen. Meinhardt veröffentlicht sie wörtlich nun in seinem Buch. In einem Fall geht es um einen Rechtsextremen, der ins Gefängnis geriet wegen einer Tat, an der er nicht beteiligt war. Die folgenschwere Wirkung der öffentlichen, angesichts rechter Gewalttaten durchaus zu Recht alarmierten Meinung und ihrer Protagonisten spielt eine wichtige Rolle beim Zustandekommen des Urteils gegen den Mann und deshalb auch in der Geschichte. Doch die Chefredaktion begründet ihre Vorbehalte damit, die Reportage könnte »von Rechten als Testat dafür genommen werden, dass sie ungerechtfertigterweise verfolgt würden«.

Das erinnert Meinhardt frappierend an das Scherenklappen in den Redaktions-Oberstübchen der DDR. Beinahe verzweifelt hält die Verabredung mit sich selbst im Briefwechsel wider, den er sich über seinen Text mit der Chefredaktion liefert: »Die Realität, wenn es denn eine harte ist, muss geschildert werden, und diese Schilderung soll nicht weichgespült und schon wieder halb zurückgezogen werden durch allseits opportune Relativierungen. Wenn es denn wehtut, diese Stücke zu lesen, liegt es nicht an den Stücken, sondern daran, was darin abgebildet ist.« Das Credo des vermeintlich objektiven Berichterstatters bäumt sich auf, stolz und ohnmächtig. Die Wirklichkeit ist der Gradmesser – und der Journalismus dafür da, sie zu zeigen.

Der Schere im Kopf ist das egal. Ihr ist jeder ausgesetzt, der denkt. Zuverlässig tut sie ihr Werk und sucht dabei sehnsüchtig den Klang von ihresgleichen. »Haltungsjournalismus« nennt das Meinhardt, der in Windeseile zu kollektiver Schuldzuweisung führe, wie im Falle des zu Unrecht verurteilten

Rechtsextremisten. Oder zu kollektiver Amnesie, im Falle von Ramstein, der Luftwaffenbasis im Pfälzischen, über die die USA ihren Drohnenkrieg in Afrika und Asien führen. Ramstein ist das Thema des letzten, noch im Jahr 2017 gescheiterten Veröffentlichungsversuchs in der »Süddeutschen«.

Haltungsjournalismus braucht Orientierung statt Beobachtung. Und der folgsame Journalist wird automatisch Teil der »Leitmedien«. Meinhardt: »Moment, Haltung? Das nehme ich zurück. Es ist ja ganz falsch, von Haltung zu reden. Wenn's eine Haltung wäre, was Selbstdurchdachtes und Selbsterarbeitetes, was vielleicht unter Mühen Erworbenes, was Eigenständiges, würden doch von den Individuen so große Teile der Realität nicht so gemeinschaftlich, so geschlossen, so uniform ausgeblendet werden; so identisch zeigen sich eigentlich nur Späne, die sich nach dem Magneten ausrichten, heiliger Journalismus, und wenn der Magnet, aus welchen Gründen auch immer, seine Lage verändert, folgen die Späne wieder, sie folgen.«

Es geht um die Polarisierung zwischen Schreibern und Lesern, die ja seit Jahren vor allem die Schreiber beschäftigt und quält, und zwar die Schreiber links wie rechts. Meinhardt stößt auf, dass seine Zeitung die Welt nicht so darstellt, wie sie sich den meisten, jedenfalls vielen Menschen darstellt. »Und weil das so ist, weil sich viele Menschen nicht wahrgenommen fühlen von der Politik und von dieser Zeitung, und von jener, und von der da, und von der, werden sie sich in Zukunft woanders mehr und lauter Gehör verschaffen als bislang schon. Gehässiger werden sie werden. Radikaler, wie viele unerhörte Massen in der Geschichte.«

Birk Meinhardt ist erstaunt über die Blindheit, mit der die Medien ihren Beitrag leisten zu dieser Radikalisierung, nicht merken, »dass sie ohne Unterlass mit erzeugen, was sie so dröhnend verdammen«. Je weiter die Zeit auf den 144 Seiten voranschreitet, desto mehr Beispiele einer »verdrehten Welt« finden sich darin, und zwar auch schon aus der glücklichen Zeit des Reporters, als sie noch im Lot schien. Erst nach seinem Ausscheiden stört ihn, worüber er zuvor hinweg sah oder was er zuvor übersah, was nun aber zu einem Dauerzustand geworden sei – »die Wirklichkeit um die Teile zu reduzieren, die nicht zur Haltung passen, und dafür die Teile überzubetonen, die sich mit der Haltung decken«.

Meinhardt hat ein selbstreflektierendes, kein eiferndes Buch geschrieben, keine Abrechnung, sondern eine Aufrechnung. Er spart den Schrecken nicht aus, den er zuweilen über sich selbst empfindet, wenn er sich an einige seltene Fälle erinnert, in denen er dem Hang erlag, einen Beweis der eigenen lauterer Gesinnung zu liefern.

Eine lautere Gesinnung ist noch keine Schere im Kopf. Aber die Gewissheit, einer lauterer Gesinnung zu folgen, legt die Ge-

wissheit nahe, andere Argumente könnten unlautere Argumente sein. In den inzwischen erschienenen Berichten und Kommentaren zum Buch ist viel von Eitelkeiten und anderen Befindlichkeiten des Reporters die Rede, von einer Privatsache Meinhardts also und weniger von einem Problem, mit dem die Gesellschaft es zu tun hat. Und natürlich vom Verdacht, auch der ach so brillante Autor drifte nun also leider ins Lager der Rechten, wie schade, aber eine Träne, nein, die hat er nicht verdient. Die Schere klappert.

Realität schert sich nicht um Moral. Moral hilft nicht die Welt zu erkennen. Zu erkennen, warum sich etwas so und nicht anders abspielt, ist eine andere Frage als die, ob etwas gut oder böse ist. Zuverlässig tut die Schere ihr Werk auch dort, wo linke Meinungsplattformen wie Trutztürme in der veröffentlichten Meinung stehen. Wo sie sich darauf verlegt haben, Meinung zum Sortieren der Informationsflut zu bieten, weil ja die Welt für jeden scheunentoroffen stehe und die Realitäten kübelweise aus den unzähligen Medien stürzen. Immer ähnlicher werden sie dabei den Leitmedien im Weglassen und Hervorheben. Und manchen will es scheinen, als sei dies ein Erfolg des eigenen Wirkens, als folgten die Leitmedien. Ihnen, den linken.

Birk Meinhardt: Wie ich meine Zeitung verlor. Ein Jahrbuch. Das Neue Berlin, 144 S., geb. 15 €.



ANZEIGE

Herbst-Neuheiten 2020



Rudolf Stumberger
Wir Nicht-Erben
Kleiner Ratgeber zum Umgang mit tabuisierten Gefühlen
126 Seiten, kartoniert, Euro 12.-
ISBN 978-3-86569-329-7

Eine größere Erbschaft verändert nicht nur das Leben des Erben, sondern wirkt auch auf das soziale Umfeld. Als leistungsloses Vermögen provoziert es bei Nicht-Erben das Gefühl sozialer Ungerechtigkeit, was dann gerne als „Sozialneid“ denunziert wird. Der Autor thematisiert u.a. die dabei auftretenden „illegitimen Gefühle“ der Nicht-Erben und mögliche gesamtgesellschaftliche Lösungsansätze.



Feministisches Bündnis Heidelberg (Hrsg.)
Was kostet eine Frau?
Eine Kritik der Prostitution
304 Seiten, kartoniert, Euro 18.-
ISBN 978-3-86569-317-4

Im Patriarchat zu leben bedeutet für viele Frauen, mit Armut, Ausbeutung und sexualisierter Gewalt konfrontiert zu sein. Die Prostitution stellt dabei eine besondere Bedrohung für Leib und Leben dar. In den Beiträgen dieses Sammelbandes wird die Verflechtung von Patriarchat, Kapitalismus und Prostitution analysiert. Entgegen gängiger Debatten rückt zudem der Freier als Täter in den Fokus, der durch Sexkauf Gewalt gegen Frauen ausübt.

Alibri Verlag • www.alibri.de

Rainer Böhme (Kriminalist, Musiker, Buchautor)
Erzählungen über ein inzwischen verschwundenes Land

- Rückblende Vorwärts – Geschichten aus, über und nach der DDR
- Kriminalgeschichten – Wie Berliner Kriminalisten die Wende erlebt haben könnten.

- Eine Serie – spannend und hochaktuell (Krimi, politischer Roman)
- Die Türken kommen – Wenn türkische Berliner in Sachsen Urlaub machen. Und ausgerechnet 2015.
 - Mord in Zittau – Streiten getrennte Eltern um die Kinder, bleibt oft jemand auf der Strecke.
 - Soko Postkutscher – Liebe, Drogen, Windkraft, Mord, Parteiengangel. Eine verwirrende Geschichte.
 - Kolonne im Visier – Amerikanisches Großmanöver von Friedensaktivisten gestoppt? Nein, von einem kleinen Virus. Mit Gastauftritt von D. Trump und russischem Botschafter.

Anfrage und Bestellung: boehme.sebnitz@t-online.de, ☎ 0176 / 55934194



Licht und Schatten

Eine bemerkenswerte Erstveröffentlichung: der große Chronist über seine Filmleidenschaft. Erstmals vollständig gedruckt: Victor Klemperers Tagebuchnotizen über seine Kinobesuche zu Beginn der Tonfilm-Ära. Von Anfang an erlebt der Cineast mit, wie die technische Neuerung 1929 in Deutschland Einzug hält. Nicht selten geht er mehrmals pro Woche ins Kino. Zunächst kritisch, lässt er sich schon bald von den neuen Möglichkeiten mitreißen. Von den Nationalsozialisten aber wird das Medium immer weiter verinnahmt, Klemperer schließlich durch das Kinoverbot für »Nichtarier« 1938 ganz aus den Lichtspielhäusern verbannt. Doch nicht einmal das kann ihn fernhalten. Das leidenschaftliche Bekenntnis eines Kinomanen, der uns den Tonfilm als Spiegel deutscher Geschichte mit allen Licht- und Schatten-seiten vorführt.

Victor Klemperer:

Licht und Schatten. Kinotagebuch 1929–1945

Hrsg. von Nele Holdack und Christian Löser
Aufbau-Verlag
363 S., geb., 24 €

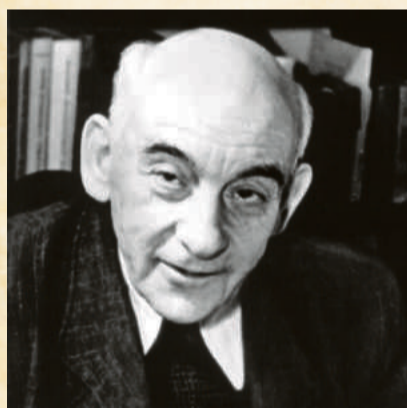


FOTO: DPA/AUFBAU VERLAG

Victor Klemperer

Der Literaturwissenschaftler, Romanist und Politiker wurde 1881 in Landsberg/Warthe als neuntes Kind eines Rabbiners geboren. Zur Bekanntheit Klemperers über die Fachgrenzen hinaus trugen neben seiner Abhandlung »LTI – Notizbuch eines Philologen« (Lingua Tertii Imperii: Sprache des Dritten Reiches) vor allem seine ab 1995 unter dem Titel »Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten (1933–1945)« herausgegebenen Tagebücher bei, in denen er akribisch seine Alltagserfahrungen im Zeichen der Ausgrenzung als intellektueller protestantischer Konvertit jüdischer Herkunft aus der deutschen Gesellschaft in der Zeit des Nationalsozialismus dokumentierte. Victor Klemperer ist einer der wichtigsten Chronisten der Zeit des Nationalsozialismus aus der Sicht eines Überlebenden des Holocaust. Im Jahr 1950 wurde er als Vertreter des Kulturbundes Abgeordneter der Volkskammer der DDR. Er starb 1960 in Dresden.

LESEPROBE

Lilian Harvey und Hitler im Kino

1929

DER BEGINN DES TONFILMS

9. Juni Seit ich aus Wien zurück bin, wohnen wir in der hübschen bunten abenteuerlichen Dachkammer, der Lieblingschöpfung Evas. Zuerst, weil unten die große Ablackung und Neustreichung des Ehebettes vorgenommen wurde, dann des vielen Logierbesuches wegen, denen wir das Schlafzimmer überlassen und – weil es uns oben so gut gefällt. Man ist dort geborgen, für sich, im Bunten, ein bisschen in unbeschwerte Bohèmezeit zurückversetzt. Ich wünschte, wir blieben den ganzen Sommer dort oben.

An dem Abend der »Möblierten Zimmer« gab es als Hors'd'oeuvre zwei kleine »Tonfilme«. Eine Schubertlied-Szene und, einfacher, der spanische Tenor Sarobe singt (im Frack) den Bajazzoprolog. Es klingt noch recht hässlich: das wird sich beseitigen lassen. Aber was sich nicht beseitigen lassen wird, weil es ein immanentes Vitium ist: die Künstlichkeit, das Tote, der »Ersatz«, »Panoptikum«, sagt Eva, die auf diese Seite der Sache gleich hinweist und hinzufügt: hier werde aber wirklich nur künstlicher Theater-Ersatz geboten, während die Filmkunst sui generis sei. – Aber man sagt, der Tonfilm sei das Kommende, die Zukunft. Wir sind ihm jetzt das zweite Mal begegnet und fanden ihn beide Mal scheußlich.

1930

4. August Das Land ohne Frauen. (Die Braut 68.) Einer der wenigen Tonfilme, die wir gehört haben. Man spinnst Wirtshausszenen, Gesangseinlagen aus. Der Gesang ist erträglich, die allgemeine Musik schlecht, die Sprechstimme absolut unerträglich (und meist aufreizend unnötig). Das Stück ist aber inhaltlich interessant. Art Maupassant-Novelle. Frauenloses Kolonialland, in das ein Brautschiff kommt. Eines von den angezeigten und schon vergebenen Mädchen stirbt unterwegs. Das Los entscheidet, wer ohne Braut bleiben soll. Trifft den nervenkranken Telegraphisten. Er glaubt sich betrogen, seine Frau in den Händen eines andern. Wahnsinn. Dies in Kolonial- und Goldgräberhandlung gestellt. Tragische Rolle des amerikanischen Arztes, der die umworbene 68 liebt. Ausgezeichnete Spielleistungen und Bilder. Die Nr. 68 Elga Brink, der kranke Telegraphist Conrad Veidt (ein nervöses Lachen im Cabarett, das in Krampf übergeht, in Schluchzen, bis er eine Spritze bekommt, ist beste Tonleistung, die mir begegnet). Ernst Verebes, der gutmütige Goldgräber, der 68 heiratet und allein lässt, weil er erst einmal sein Gold ergraben muss. Karl Huszar in einer komischen Rolle als »schmutziger Mann«.

1931

4. April Nach wohl einjähriger Pause in einen Tonfilm. Er war scheußlich, und wir beschlossen weiteren Boykott. Scheußlich die entstellten Stimmen, die das Wenigste, das Belanglose, langsam und mechanisch herausquetschen. Film muss Ausdruckskunst sein, dem Ballett ähnlich, von Musik getragen, oder er ist ein widerwärtiger toter Mechanismus und ein misstöniger dazu. Es war auch ein schlechtes Filmstück. Nach den Brüdern Karamasow gearbeitet. Ich kenne sie nicht, oder habe sie bei meiner großen Aversion gegen die Russen vergessen; aber so sinnlos können sie nicht sein. Im Film verrät der Held die Braut, wirft sich an die Dirne weg, die mit seinem Vater spielt, will den Vater ermorden, ermordet beinahe einen alten Diener, wird schuldlos-schuldig nach Sibirien geschickt; und wird dorthin von der Dirne begleitet, die plötzlich eine wirkliche Liebende und bedeutende Person ist. Im Film wird man aus den Beweggründen eines verbrecherischen Dieners, Anstifters, Intriganten nicht im Geringsten klug. All das gibt hübsche, aber abgedroschene Einzelbilder und Situationen (Gericht, Gelage, Totschlag), die gut wären, wenn das sinnlose automatische Sprechen weniger, gedehnter, unnötiger Worte nicht störte. Auch kommt es wie von den Lippen der Puppen, die ohne das Menschen sein könnten. Natürlich ist Fritz

Kortner als Held sehr gut. Auch Anna Sten als Dirne, Fritz Rasp als Bösewicht Smerdjakow. Aber nichts lebt wirklich. Trübselig. Eine gemordete Kunst, der Tonfilm!

6. April Gestern Nachmittag, am Ostersonntag nachmittags!, im Kino. Wieghardts waren zum Kaffee bei uns und hatten die Billette besorgt; wegen Überfüllung des Parketts bekamen wir sehr gute Rangplätze. Es war erst der zweite Tag, dass der neue Chaplin im Union-Theater lief. »Großstadtlichter«. Ein stummer Film mit Verspottung des Tonfilms a) durch die Rede zur Denkmalweihe, von der man kein Wort versteht, b) durch die von Chaplin verschluckte Pfeife, die immer zu pfeifen beginnt, sooft der Vortragende bei einer Soirée loslegen will. Eine hübsch aus Komik und Ernst komponierte Geschichte. Der arme Vagabund Chaplin setzt sich für ein blindes armes Mädchen ein. Er rettet sie, rettet ihr Augenlicht; sie glaubt von einem reichen Herrn gerettet, geliebt zu sein und findet den zerlumpten armen Teufel. Im Augenblick des gerührten Sich-Erkennens schließt das Stück; es ist aber weder durch die Handlung noch durch den Gesichtsausdruck gesagt, dass dieser Schluss ein unglückliches Ende bedeuten muss. Denn das Mädchen ist jetzt Inhaberin eines guten Blumenladens, sie liebt das gute Herz des zerlumpten Charlie, und Charlie ist jung und hübsch usw. ... Der Vagabund Charlie ist in diesem Stück zusammengekoppelt mit einem spleenigen Reichen, der ihn in der Betrunkenheit als Freund behandelt, nüchtern nicht anerkennt. So gibt es allerhand bunte Szenen. Und immer ist Chaplin der Gleiche wie in seinen früheren Filmen: der Clown mit dem guten Herzen, der tapfere Feigling, der geschickte Schlemihl. Alle seine früheren Situationen, die clownischen und die herzlichen, sind wieder da ... Sehr schön – aber kein Fortschritt. Und ich glaube auch nicht, dass es bei Chaplin noch eine Weiterentwicklung gibt.

Wohlthat, dass es ein stummer Film ist; scheußlich, dass seine Musik aus dem Radio kreischt.

30. Juni Am 24. 6. eigentlich zum ersten Mal ein wirklich guter Tonfilm. Richard Tauber – Das lockende Ziel. Der Gastwirtssohn wird Opernsänger, groß und von Heimat und Dorfbräut getrennt. Kein Kitsch, keine Sentimentalität. Gut a) weil hier Tonfilm sinnvoll ist. Spiel mit der Stimme: der ungeschulte Junge, das »hochdeutsche« Volkslied des Ungebildeten, die Kunststube, die Operszene, die Szene im Radio. Und weil doch zugleich Film als Film benutzt ist, Landschaft, Freilicht, wechselnde Szene. b) weil alles gut klang; freilich es klang alles gut, weil fast durchweg gesungen, fast nie gesprochen wurde. Noch ist die Möglichkeit des guten Tonfilms eng umgrenzt. Natürlicher Sprechdialog ist ihm ganz versagt ... Aber es war ein schöner melodienreicher Abend.

1933

IM NAZI-REGIME

20. März Wir sahen im Capitol heute »Menschen im Hôtel«. Erschütternd wie der Roman Vicky Baums ist auch der Film. Und durchweg großartig gedreht und ergreifend gespielt. Auch sehr natürlich gesprochen. (Nicht nur einzelne opernhafte Sätze – Gespräch!) John Barrymore zu alt für Gaigern; aber er transponiert seine Rolle um. Lyonel Barrymore als Kringelein durchaus tragisch und tragikomisch. Die Garbo als russische Tänzerin zugleich hysterisch und menschlich. Joan Crawford als Flämmchen ausgezeichnet zwischen Zynismus, Bitterkeit und Menschlichkeit. Nur Wallace Beery als Preysing allzu unsympathisch brutal. Vollkommen natürlich der untergelegte (synchronisierte) deutsche Text.

Der Abend brachte außerdem bei gutem Vortrag sehr hübsche Karawanenbilder aus der Mandschurei. Ich bin so sehr gern im Kino; es entrückt mich.

31. März Am Dienstag im neuen Universum-Kino in der Prager Straße. Neben mir ein Reichswehrosoldat,

ein Knabe noch, und sein wenig sympathisches Mädchen. Es war am Abend vor der Boykottankündigung. Gespräch, als eine Alsbergreklame lief. Er: »Eigentlich sollte man nicht beim Juden kaufen.« Sie: »Es ist aber so furchtbar billig.« Er: »Dann ist es schlecht und hält nicht.« Sie, überlegend, ganz sachlich ohne alles Pathos: »Nein, wirklich, es ist ganz genauso gut und haltbar, wirklich ganz genauso wie in christlichen Geschäften – und so viel billiger.« Er: schweigt. – Als Hitler, Hindenburg etc. erschienen, klatschte er begeistert. Nachher bei dem gänzlich amerikanisch jazzbandischen, stellenweise deutlich jüdelnden Film klatschte er noch begeisterter ...

Lustig und voller Schmiss, in Spiel, Sprechen, Musik, war der Hauptfilm: »Heut kommt's darauf an«. Ganz einfache, harmlose blöde Handlung. Kampf und Intrige der Jazzkapellmeister, Manager etc. um »das goldene Saxophon«, an dem ein großer Preis hängt. Albers in x Lagen als Meister, Jazzband und Akrobaten um ihn, verliebt in eine schöne Kapellmeisterin, Luise Rainer, der er nach dépit amoureux den Preis verschafft. Happy End für ihn, sie und einen jungen Komponisten. Lustigste Szenen – eine Erholung und Ablenkung.

30. Juni Am 19. waren wir im Kino. Shanghai Express. Kindlichste Amerikahandlung, Sensation und Rührung. Shanghai-Lilli und der englische Arzt. Trotz ihrer wüsten Vergangenheit kriegt man sich, nachdem sie ihn vor dem Schicksal der Blendung gerettet hat. Glückliche Marion de Lorme, unseliger Richelieu, der, zum chinesischen Bandenführer geworden, von einer Chinesin erdolcht wird. Aber wie gut ist der Kitsch ins Lokalkolorit getaucht, wie gut wird er gespielt! Das Ganze ist eine Eisenbahnfahrt von Shanghai nach »Peiping« während des Bürgerkriegs. Internationales Publikum, der Missionar, der Franzose, die Boardinghaus-Inhaberin usw. Truppen, Überfall ... Man spricht englisch (knappe Übersetzungstreifen). Marlene Dietrich, Anna May Wong und einige mir unbekannt sehr gute Engländer.

20. Juli Politische Lage trostlos. Es wäre denn ein Trost oder eine Hoffnung, dass sich die Tyrannei immer wilder, d. h. immer selbstunsicherer äußert: die Feier am Grabe der »Rathenau-Beseitiger«; der Befehl an alle Beamten (und so auch an mich), mindestens im Dienst und an der Dienststelle den »deutschen Hitlergruß« zu benutzen. Erweiterung: »Es wird erwartet«, dass man auch sonst diesen Gruß anwende, wenn man den Verdacht bewusster Ablehnung des neuen Systems vermeiden wolle. (Geßlerhut redivivus); eine Tonfilm-Aufnahme Hitlers, wenige Sätze vor großer Versammlung – geballte Faust, verzerrtes Gesicht, wildes Schreien – am 30. Januar haben sie noch über mich gelacht, es soll ihnen vergehen, das Lachen ...« Er scheint, vielleicht ist er im Augenblick allmächtig – das aber war Ton und Gebärde ohnmächtiger Wut. Zweifelt er an seiner Allmacht? Spricht man immerfort von Jahrtausenddauer und vernichteten Gegnern, wenn man dieser Dauer und Vernichtung sicher ist? ...

Zweimal im Kino. »Der Kongress tanzt« – eine (wiederaufgenommene) allzu nichtige Nichtigkeit. Die Aufmachung hübsch. Der alte Staatsapparat, Metternich (Veidt) lenkt den Kongress, hört durch geheime Hörröhre, was die Diplomaten, was die Diener reden, sucht den Zaren durch Liebesaffären fernzuhalten, und dann kommt die Nachricht von Napoleons Landung. Hübsche Bilder, hübsche Musik, Hörbiger als Heurigansänger ausgezeichnet, Fritsch als junger Zar gut und sehr gut als sein blöder Doppelgänger, der ihn beim Repräsentieren zu vertreten hat, ausgezeichnet, wie er am Sticksrahmen sitzt und idiotische Takte des Wolgaliedes singt – aber allzu nichtig und im Kern unsittlich das kleine Mädel, das eine Liebelei mit dem Zaren hat, ein paar Stunden anmutige Märchenprinzessin und verzauberte Gans, aber doch eben Gans ist und sich schließlich mit ihrem Bräutigam, dem Sekretär des Metternich, trösten wird. (Lilian Harvey.) Wir kamen angeedödet und zerschlagen nach Haus.

Die ewig rote Socke Lenin

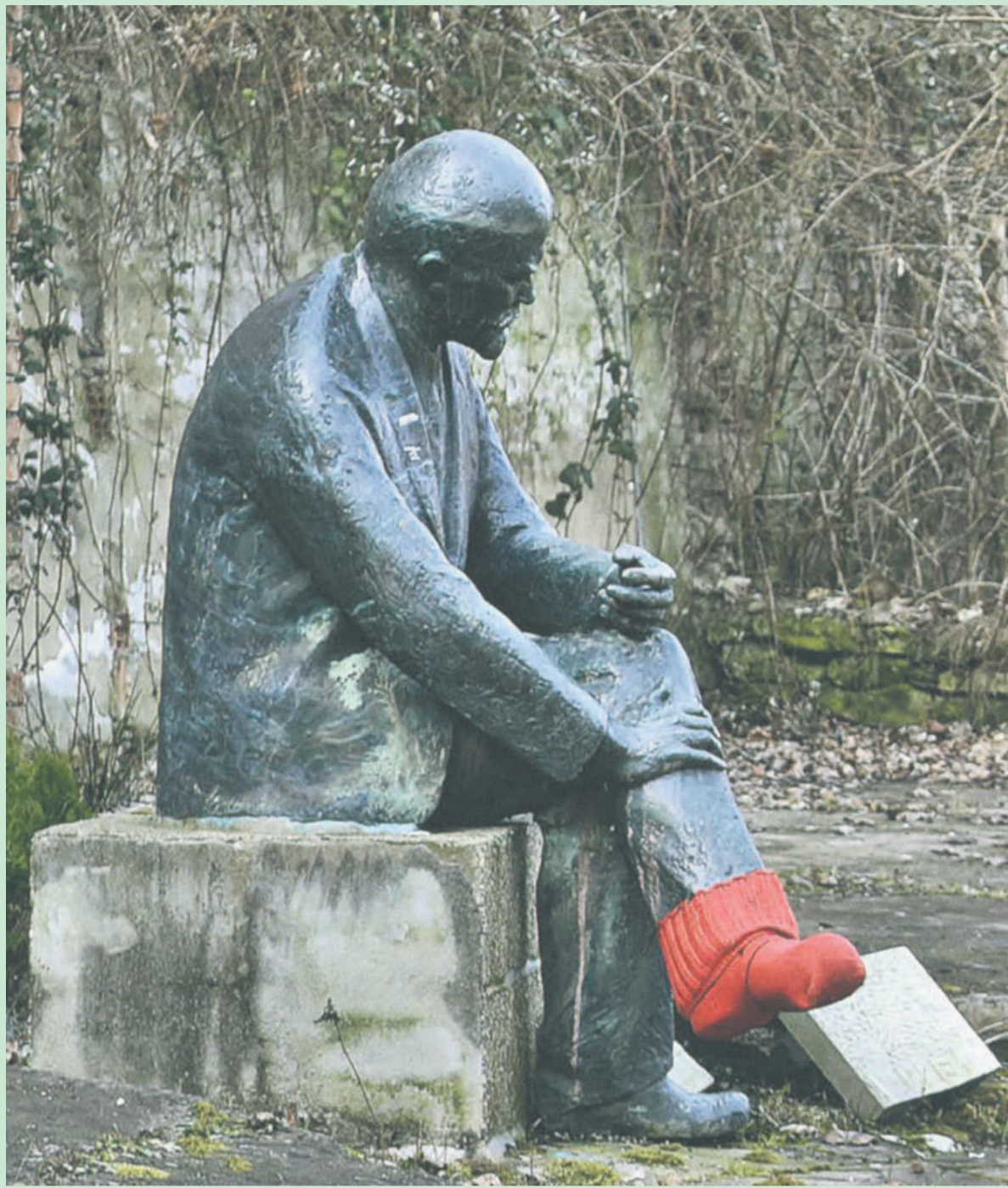


FOTO: CARLOS GOMES

Es ist kalt geworden in Deutschland. Wie aufmerksam von der Kabarettistengruppe »Fettnäppchen«, dem Führer der Bolschewiki eine – rote – Socke zu stricken! Was gewiss nicht nur aus Mitleid mit dem russischen Revolutionär und Theoretiker geschah, der Kälte eh gewohnt war, sondern wohl auch aus Trotz wider dessen Vergessen und Verleugnen hierzulande. Nicht nur Georg Wilhelm Friedrich Hegel und der vormalige Junghegelianer Friedrich Engels hatten in diesem Jahr einen runden Geburtstag, den 250. respektive 200. Nicht in gleicher Weise gedacht wurde des 150. von Lenin, geboren als Wladimir Iljitsch Uljanow am 22. April 1870 in Simbirsk, gestorben am 21. Januar 1924 in Gorki bei Moskau. Eine gewisse Gutmachung und ein würdiges Geschenk für jenen ist der hier anzuzeigende Bild-Text-Band, der erhaltene Büsten, Denkmäler, Fresken, Reliefs, Mosaik, Gasmalereien und Wandbilder in ostdeutschen Städten zu Lenins Ehren vorstellt. Einziges Erinnerungsmal für ihn in Westdeutschland ist eine Gedenktafel in München, wo Lenin 1901 wohnte, in der Kaiserstraße Nr. 46. Das Haus gehörte dem Sozialdemokraten Georg Rittmayer, der auch ein Gasthaus »Zum goldenen Onkel« betrieb, ein beliebter Treffpunkt der deutschen Genossen.

Der Lenin mit der roten Socke, geschaffen von Gerhard Thieme 1971, befindet sich im Hinterhof einer Gaststätte am Mohrenplatz 5 in Gera. »Lenin ist ganz in Gedanken versunken. Er hat die Beine übereinandergeschlagen und den Oberkörper nach vorne gebeugt, sein Kopf ist leicht nach rechts geneigt und die Augenbrauen sind zusammengezogen. Hier, auf einem Granitblock im Garten des historischen Hofguts Untermhaus in Gera, wird nicht der Held der Oktoberrevolution oder der charismatische Begründer der Sowjetunion dargestellt, sondern ein besinnlicher Mensch, ein Denker«, schreibt Herausgeber Carlos Gomes. Der Portugiese ist bei einem Spaziergang 2014 durch Wünsdorf, ehemaliges Hauptquartier der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, neugierig geworden auf die etwa 100 Erinnerungsmale an Lenin in Ostdeutschland. Natürlich fehlt in seinem Band nicht die legendäre Eislebener Statue, die heute im Foyer des Deutschen Historischen Museums in Berlin steht, und auch nicht das eindrucksvolle Lenin-Denkmal von Nikolai Tomski am einstigen Leninplatz in Berlin, das man schäbig im märkischen Sand verbuddelte, um später den Kopf wieder auszugraben und auszustellen.

Carlos Gomes: Lenin lebt. Seine Denkmäler in Deutschland. Verlag 8. Mai, 120 S., geb., 17,90 €.

ANZEIGE

Graswurzelrevolution

NEU

NOAM CHOMSKY ÜBER ANARCHISMUS
Beiträge aus vier Jahrzehnten

Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Rainer Barbey

246 S. | 17,90 Euro
ISBN 978-3-939045-42-7

NOAM CHOMSKY ÜBER ANARCHISMUS
Beiträge aus vier Jahrzehnten

Die hier versammelten Vorträge, Interviews und Essays aus Chomskys jahrzehntelanger Auseinandersetzung mit dem Anarchismus sind immer auch Beiträge zu aktuellen politischen Diskussionen.

Gesamtverzeichnis unter:
www.graswurzel.net

Die Toten sind nicht einfach tot

Gabriele und Gregor Gysi über ihren Vater Klaus Gysi, Freigeist und Kommunist

GUNNAR DECKER

Statt von Familien sprach man bei den Gysis von »Häusern«. Ein Hauch von Aristokratie wehte. Zum Hause Gysi zählte aber – gut proletarisch – auch »Schätzli«, das Kindermädchen, das dem Geschwisterpaar Gabriele und Gregor die häufig beruflich abwesenden Eltern ersetzte. Über die Familien von Klaus Gysi zu reden, würde ohnehin unübersichtlich werden, denn diese gründete er leichthin und verließ sie dann wieder ebenso leichthin – sieben Kinder aus drei Ehen.

Dennoch hebt Hans-Dieter Schütt seinen Einleitungssatz zum Gespräch, das Gabriele und Gregor Gysi über ihren Vater Klaus Gysi führen, mit dem Satz an: »Es geht im wörtlichen Sinne familiär zu.« Das ist wohl so, denn die beiden gehören nicht zu einem »Haus«, sondern zu einer Familie. Große Schwester und kleiner (zwei Jahre jüngerer) Bruder – so etwas prägt ein Verhältnis für immer. Gregor Gysi, der nach Anfangsjahren der heftigsten Anfeindungen als Vorsitzender der PDS nun den Status des Prominenten durchaus genießt, sucht offenbar die Nähe zur großen Schwester. Vielleicht auch deshalb, weil in ihrer Zuwendung immer auch Zurechtweisung steckt?

Die in der Gefahr des medialen Schwebens stehende Existenz des Bruders erfährt hier den familiären Bodenkontakt. Eine Art Heimholung. Wohin? Darüber wollen sie reden, erst bei Keksen, dann bei Gulasch, wie Schütt den verregneten Nachmittag in Johannisthal erinnert. Im Elternhaus, in das Gabriele Gysi nun wieder eingezogen ist, jedoch – wie sie an anderer Stelle versichert – nach einem gründlichen Umbau.

Wer war Klaus Gysi? Das hängt auch von der Perspektive des Betrachters ab. Für Gabriele und Gregor Gysi – trotz ihres Verlassenwerdens mit zehn und zwölf Jahren – eine positive Lebenskoordinate, die für sie wichtig bleibt. Für ihren Halbbruder Andreas Goldstein, der über Klaus Gysi den Film »Der Funktionär« drehte, ist die Erinnerung sehr viel vaguer. Der Vater war abwesend, er existiert in seinem Leben bis heute nur als ein dunkler Schatten. Er sah in dessen Weggehen, der nächsten Frau hinterher, nur Verrat. Selbst sein Tod löste in ihm keinerlei Reaktionen aus.

Hier also wird um die Kontur einer Biografie gerungen. Der Funktionär, der Klaus Gysi auf unangenehme Weise sein konnte (wie vor allem Künstler und Autoren erinnern), blieb eben auch ein Intellektueller. Macht es das irgendwie besser? Aber um »besser« oder »schlechter« geht es nun gerade nicht, sondern um die Tragödie eines Kommunisten im 20. Jahrhundert. Oder sollte man eher von Tragikomödie sprechen? Darum kreist das von Hans-Dieter Schütt moderierte Gespräch der Geschwister.

Wer war Klaus Gysi? Geboren als Arztsohn in Berlin, tritt er mit 16 Jahren in den kommunistischen Jugendverband ein, nachdem er (wie er berichtet) aus dem Fenster einen Demonstranten sieht, der von Polizisten getötet wird. Unter politischer Führung der Sozialdemokratie! Wegen seines jüdischen Familienhintergrunds (die Gysis fühlten sich nie als Juden, Religion spielte keine Rolle bei ihnen) muss Klaus Gysi 1935 die Berliner Universität verlassen, emigriert nach Cambridge. 1939 findet man ihn als Mitglied der Studentenleitung der KPD in Frankreich. Per Parteauftrag wird er 1940 – ohne Papiere – zur illegalen politischen Arbeit nach Deutschland geschickt; wie durch ein Wunder überlebt er. 1945 zählt er zu den neuen Kadern im Osten, zu seinen vielen Funktionen gehört die des Chefredakteurs der Zeitschrift »Aufbau« (bis 1948). Als Mitglied der SED macht er schnell Karriere – aber die stoppt 1951 plötzlich, als man Westemigranten unter Spionageverdacht stellt. Er erhält »Funktionsverbot«, ist arbeitslos. Schließlich arbeitet er im Schulbuchverlag Volk und Wissen.

Und nun passiert etwas Merkwürdiges. Der in die zweite, fast schon dritte Reihe abgeschobene Gysi erhält zum jeweils denkbar falschen Zeitpunkt seine Bewährungschancen. 1956, nach der Verurteilung Walter Janikas, Verleger des Aufbau-Verlages, zu einer langjährigen Zuchthausstrafe (er hatte die Enttalinisierung nach dem XX. KPdSU-Parteitag fälschlicherweise beim Wort genommen), stellt man Klaus Gysi an die Verlagspitze. Autoren wie Stephan Hermlin oder Stefan Heym sehen in ihm jemanden, auf den man nicht bauen kann, einen virtuosen Dogmatiker. Nach dem »Kahlschlagplenum« der SED im Dezember 1965 und der Entlassung Hans Bentziens als Kulturminister ist es wiederum Klaus Gysi, den man als seinen Nachfolger holt. Ein Funktionär, der die Eiszeit mit Charme verwalten soll.

Erich Honecker, der Ulbrichts Reformen sabotiert und Gysi dafür benutzt hatte, entledigt sich seiner 1973 als Kulturminister, weil er sich ein liberales Image geben will. Gysi wird Botschafter in Italien (samt Vatikan) – es gilt, die Früchte von Ulbrichts Anerkennungspolitik zu ernten. DDR-fern unter Römern blüht Gysi auf. Den Kardinälen gilt er schnell als verwandter Geist. Als Papst Benedikt, der frühere Kardinal Ratzinger, vor einigen Jahren den Bundestag besuchte, trat er auf Gregor Gysi mit den Worten zu: »Ich kenne ihren Vater!«

1979 zurück in Berlin, wird Klaus Gysi Staatssekretär für Kirchenfragen. Hier spielt er dann politisch erstmals eine Rolle als Reformist. Die Formel »Kirche im Sozialismus« ist eine für Gysi typische: nicht für oder gegen, sondern einfach mittendrin. 1988 bezieht ihn das Politbüro, er vertrete eher die Interessen der Kirche als die des Staates – und schickt ihn in Rente. Mit der dem Intellektuellen eigenen Arroganz schüttelt Klaus Gysi den lebenslang getragenen Funktionär ab und sagt dem Staat DDR seinen baldigen Untergang voraus. 1999 stirbt er.

Was bleibt von diesem tief widersprüchlichen Leben? Freigeist und Dogma, Laissez-faire und Parteidisziplin stritten in ihm um Deutungshoheit. Wunden, die er sich selbst und anderen beibrachte, vernarbten nur schwer. Das äußerlich so harmlos scheinende, dabei doch hochdramatische Gespräch, spiegelt diese Lebensverwerfungen.

Gabriele Gysi, Theaterregisseurin, die 1984 in den Westen ging, weil der Staat und sie sich »mächtig auf die Nerven gingen«, übernimmt häufig den apodiktischen Part, der mitunter selbst an die Grenze zum Dogmatischen gerät; Gregor Gysi den relativierenden. Da weiß man dann, was die Geschwister aneinander bindet. Auf Schütts Frage, ob sie ihren Vater verkläre, reagiert die Tochter entnervt – das sei keine Frage, das sei eine Unterstellung. Derartige Reaktionen wiederholen sich, manchmal beendet sie ihre Antworten mit einem hörbaren: »Punkt!« Aber Schütt verwandelt dieses immer wieder in ein Komma, wenn er – als kluger Dramaturg – die Frage an Gregor Gysi weiterreicht. So wird dann aus dem Zusammenprall von Punkt und Komma zumeist ein Semikolon.

Gregor Gysi konstatiert an seiner Schwester eine »sehr entschiedene Art«, die sie schon als Kind gehabt habe. Er lässt nicht erken-

nen, ob ihn das eher freut oder ärgert. Vielleicht beides zugleich. Haben die Kommunisten als Erste und am entschiedensten den Nationalsozialismus bekämpft, wie Gabriele Gysi meint? Wie in der Geschichte so oft, ist das nur die eine Seite – die andere ist die von Stalins These vom »Sozialfaschismus«, der zufolge die Sozialdemokratie der gefährlichste Feind der Kommunisten sei. Die Geschichte der Komintern: ein weites Feld und Abgrund zugleich.

Gabriele Gysi tritt theoretisch-dialektisch hervor, wo ihr Bruder pragmatisch-vermittelnd bleibt. Daraus resultiert die innere Dynamik des Gesprächs, das kein Streit, aber auch kein bloßes Sich-gegenseitig-Bestätigen ist. Es stellt die Biografie von Klaus Gysi in jenen Jahrhundertzusammenhang, in den sie gehört. Gabriele Gysi verweist auf Sophokles' »Antigone«, die sie einmal inszenierte. Anfangs fragte sie sich, warum die Beerdigungsfrage, um die das Stück kreist, so prinzipiell gestellt werde. Dann aber habe sie erkannt: »Es kommt nämlich sehr wohl auf den angemessenen Abschied an ... Wie beerben wir das Leben unserer Eltern? Die Toten sind nicht einfach tot, die Beerdigung bleibt ein Problem.«

Gabriele und Gregor Gysi: Unser Vater. Ein Gespräch. Unter Mitarbeit von Hans-Dieter Schütt. Aufbau, 155 S., geb., 16 €.



ANZEIGE

Deutschlands beliebtester Regisseur im Gespräch mit Hans-Dieter Schütt

Andreas Dresen spricht offen und ausführlich über sein Leben, seine Filme und seine Ansprüche an eine gelingende Existenz.

Hans-Dieter Schütt
Andreas Dresen
Glücks Spiel – Porträt eines Regisseurs
304 Seiten, 46 Abb., 22 €
ISBN 978-3-89809-172-5

be.bra verlag
www.bebraerlag.de

Ton Veerkamp

Abschied
von einem
messianischen
JahrhundertPolitische
Erinnerungen

Abschied von einem messianischen Jahrhundert

Die Autobiografie eines mit Leib und Seele engagierten linken Theologen: Nicht ob Gott existiert, ist Ton Veerkamps Frage, sondern was in einer Gesellschaft gerade als Gott fungiert wie heute das kapitalistische Weltssystem. Seine Geschichte führt von der Amsterdamer Kindheit im Krieg über US-Bürgerrechtsbewegung, Ruf nach Berlin, Friedensbewegung und die trüben 90er bis in die Gegenwart. »Links sein und Engstirnigkeit schließen sich für mich aus.« Mitreißend, anekdotenreich und geschichtsbewusst erzählt Ton Veerkamp sein Leben – von einem Weg, der ihn von Amsterdam über Umwege nach New York und schließlich nach Westberlin brachte: vom Banklehrling zum Jesuiten und dann zum Studentenpfarrer, der 28 Jahre lang ausländische Studierende beriet und nicht selten ihr Überleben ermöglichte.

Ton Veerkamp:
Abschied von einem
messianischen Jahrhundert.
Politische Erinnerungen
Ariadne/Argument
296 S., geb., 24,00 €

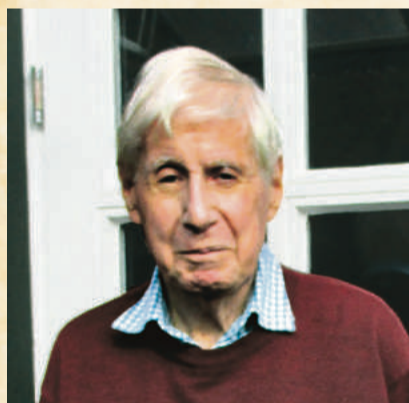


FOTO: PRIVAT

Ton Veerkamp

Geboren 1933 in Amsterdam, lernte er erst Bankkaufmann, studierte dann Philosophie an der Katholieke Universiteit Nijmegen sowie katholische Theologie in Maastricht und in New York City. Er trat aus dem Jesuitenorden aus, um mit seiner Frau Marianne zusammenleben zu können, zog nach Berlin und war dort von 1970 bis 1998 Studentenpfarrer der Evangelischen Studentengemeinde (ESG). 1978 war Ton Veerkamp Mitgründer des Vereins für politische und theologische Bildung Lehrhaus e. V. und wurde dort Herausgeber der exegetischen Zeitschrift »Texte und Kontexte«. 2005 erschien im Argument-Verlag »Der Gott der Liberalen. Eine Kritik des Liberalismus« und 2012 »Die Welt anders. Politische Geschichte der Großen Erzählung«.

LESEPROBE

Eschatologie und revolutionärer Elan

Niemandsland

Nach den Ferien in Ostberlin fuhr ich in den Westteil der Stadt, ins Hendrik-Kraemer-Haus in der Lichtenfelder Limonenstraße, wo die Niederländische Ökumenische Gemeinde ihren Sitz hatte. Ich stellte mich der Pastorin Bé Ruys vor. Sie stammte aus einer großbürgerlichen Familie, eine kleine, sehr lebendige Frau, fünfzig Jahre alt. Sie verfügte über gute Kontakte in Ost- und Westberlin, die Gemeinde war ein Zentrum für Begegnungen zwischen Menschen aus Ost und West, Nord und Süd. Nach einer herzlichen Begrüßung sagte sie mir, wo sich das Zimmer befand, das sie für mich besorgt hatte: im vierten Stock des Missionshauses der Evangelischen Gossner Mission in der Handjerystraße, einer kleinen Straße im Ortsteil Friedenau, ruhig und sehr bürgerlich. Das Missionshaus war ein hässlicher Neubau der fünfziger Jahre, errichtet auf einem Trümmergrundstück. Mein Domizil bis Dezember 1970 war ein winziges Gemach, etwas über drei Meter lang und nicht einmal zwei Meter breit, Klappbett, Tisch, Stuhl, Kleiderschrank, Waschbecken, ein Bücherregal fehlte.

Die Stelle bei Taubes, die mir Gollwitzer besorgt hatte, bot mir zunächst die Möglichkeit, mich in Ruhe zu orientieren. Als Erstes fuhr ich nach Amsterdam, besuchte die Eltern und die Brüder, die inzwischen ausgezogen waren, und die Freunde aus der Jesuitenzeit, allen voran Huub Oosterhuis. Er und seine Freunde hatten heftige Auseinandersetzungen mit der römisch-katholischen Amtskirche. Oosterhuis wurde vom Generalobersten des Ordens nach einem Gespräch in Rom des Ordens verwiesen; das gleiche Schicksal traf einen gemeinsamen Freund, der zusammen mit ihm in Rom gewesen war. Die Affäre war das Hauptthema in der niederländischen Presse und fand auch in anderen Ländern breite Aufmerksamkeit. Ich muss gestehen, dass diese Konflikte mich nicht wirklich berührten. Ich hatte ein anderes Problem. Ich hatte beschlossen, trotz eines interessanten Angebots – eine Assistentenstelle in Ökumenischer Theologie an der Emory University in Atlanta – nach Westberlin zu gehen. In Amsterdam fragten mich meine Freunde, was ich dort vorhätte. Ich antwortete: »Ich habe keine Ahnung. Ein Hilfsstelle bei einem Professor, den ich noch nicht kenne, um dort eine Arbeit zu tun, von der ich nicht die leiseste Ahnung habe.« In Westberlin kannte ich niemanden, ich wusste lediglich eins: Nur wenn ich in geographischer Nähe zu Marianne wohnte, hätten wir eine Chance, eine Beziehung auszubauen, die eigentlich noch gar nicht begonnen hatte. In Amsterdam wurde ich gebraucht, in den USA hatte man Verwendung für mich, aber Westberlin?

Ich fuhr also nach Berlin zurück. Mein erstes Erlebnis dort war bizarr, nur möglich in Berlin während des Kalten Krieges. Ich war bei Marianne zu Besuch, übernachtete bei ihr, meine Erkältung entwickelte sich über Nacht zu einer eitrigen Mandelentzündung, das Fieber stieg auf über 39, ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Mein Visum lief um zwei Uhr nachmittags ab, bis dahin musste ich die Grenze überquert haben. Marianne nahm frei und bemühte sich um eine Visumsverlängerung. Unmöglich. Zwar hatte ein Arzt mir Reiseunfähigkeit attestiert, doch die Grenzbehörde entschied: Reiseunfähig heißt nicht transportunfähig. Ein Krankenwagen kam und brachte mich von Adlershof zum Checkpoint Charly. Ich sollte aussteigen, zu Fuß über die Grenze gehen und dann zusehen, wie ich weiterkam. Marianne fuhr bis zum Checkpoint mit, redete mit den Grenzbeamten und verlangte, sie sollten ein Taxi aus dem Westen kommen lassen. Sie erwiderten, sie hätten keine Möglichkeit, in Westberlin anzurufen, ich sollte die Grenze passieren und mir im Westen selbst ein Taxi besorgen. Als sie sahen, dass ich nicht in der Lage war, ohne Hilfe zu gehen, nahmen sie meinen Pass mit und ließen mich zum Krankenwagen zurückkehren. Der Fahrer hatte Mitleid mit mir und besorgte mir in einer Kneipe einen heißen Tee mit Kognak. »Das wird Ihnen guttun«, sagte er. Ich trank das Zeug, es beflügelte nur das Fieber. Inzwischen hatten die Beamten ihre liebe Not, nach Dienstschluss – es war inzwischen 20 Uhr – die übergeordnete Dienststelle zu erreichen, die allein die Möglichkeit hatte, Westberlin telefonisch zu erreichen. Die Prozedur dauerte mehr als eine Stunde. Endlich war ein West-Taxi da, der Beamte kam mit meinem Pass, unterstützte mich beim Gang zum Taxi und wünschte gute Besserung. Ich sah, wie Marianne winkte, das Taxi fuhr los und brachte mich in die Handjerystraße. Dort zahlte ich und bat den Fahrer, mich beim Treppensteigen in den vierten Stock zu stützen. Er brachte mich nach oben.

Auf meinem Flur wohnte ein schweizerisches Ehepaar mit zwei kleinen Kindern, Klaus und Ursula Bäuml. Ich klingelte und bat Klaus, einen Notarzt anzurufen. Er sah, dass es mir ziemlich schlecht ging, er und seine Frau brachten mich auf mein Zimmer, ich schaffte es, mich aus- und einen Schlafanzug anzuziehen. Mein Fieber war inzwischen auf über vierzig Grad gestiegen. Ein Arzt kam und gab mir eine Spritze. Ursula und Klaus Bäuml waren

Theologen, er war ein Jahr freigestellt, um Kontakte mit kirchlichen Organisationen in Ostberlin zu knüpfen, sein Gehalt zahlte der Weltkirchenrat in Genf. Ich bat Klaus, am nächsten Tag in Mariannes Buchhandlung zu gehen und ihr über meinen Zustand zu berichten. So erfuhr sie, dass ich die Strapaze überlebt hatte. Das Fieber ging nur langsam zurück, nach einer Woche war ich fieberfrei. Die Mandelentzündung kam immer wieder, bis ich 1979 beschloss, mich von den Quälgeistern in meinem Rachenraum zu trennen.

In der folgenden Woche konnte ich mich endlich um meine Stelle kümmern. Ich stellte mich bei Jacob Taubes vor, einem kleinen, hageren Mann mit scharfen Gesichtszügen, dunklen Haaren und Augen, die mich musterten. Er war schon davon ausgegangen, dass ich kein Interesse mehr hatte. Dabei war ich dringend auf Einkünfte angewiesen, ich hatte noch keine Krankenversicherung, ich musste Arzt und Antibiotika bezahlen, dazu die Miete für das Zimmer. Taubes fragte, was ich bisher gemacht und welche Pläne ich hatte. Ich erzählte ihm, in welcher Situation ich mich befand und dass ich eine Dissertation über Ernst Bloch plante. »Bloch«, sagte er in einem Ton, der wenig Begeisterung verriet. Immerhin lud er mich zu seinem Doktorandenkolloquium ein. Taubes war mit einer Dissertation *Geschichte und System der Eschatologie des Abendlandes* promoviert und baute sie zu einem Buch mit dem Titel *Abendländische Eschatologie* aus. Eschatologie ist die jüdische und christliche Lehre über Ende und Ziel (*eschatos*) der Menschheitsgeschichte. Mir erteilte er die Aufgabe, eine möglichst vollständige Bibliographie über die Eschatologie im Schrifttum christlicher Theologen des 20. Jahrhunderts zu erstellen. So verbrachte ich 1968/69 viele Stunden in den Bibliotheken der Institute für evangelische und katholische Theologie sowie der Kirchlichen Hochschule. Ende des Semesters brachte ich ihm eine Liste mit mehr als hundert Titeln. Er schien zufrieden zu sein.

Die erste Sitzung des Kolloquiums begann damit, dass wir alle unsere Dissertationsprojekte vorstellen mussten. Ermutigend sagte Taubes, unsere Projekte seien samt und sonders gefährdet. Er erklärte das nicht weiter. Wir wussten nur, dass es immer wieder Schwierigkeiten gab mit professoralen Zweitgutachtern, die Taubes' Doktoranden, erst recht wenn sie an der FU als linke Aktivisten bekannt waren, ablehnten und die Arbeiten mit »ungenügend« bewerteten. Wirbel verursachte die Doktorarbeit über Max Weber von Wolfgang Lefevre, ehemaliger SDS-Vorsitzender und Teilnehmer an unserem Doktorandenkolloquium. Taubes setzte die Arbeit Lefevres schließlich gegen den wütenden Widerstand nicht weniger Professoren durch. Taubes war vielen Kollegen ein Dorn im Auge und seine Doktoranden mussten den Kopf hinhalten.

Taubes schlug uns vor, wir sollten *Erkenntnis und Intellektuelle* von Jürgen Habermas lesen. Niemand widersprach. Ich begann mit der Lektüre und begriff so gut wie gar nichts. Verglichen mit Hegel war das Deutsch der Frankfurter Schule, geistige Heimat von Jürgen Habermas, für mich fast Chinesisch. Erst recht, als die Teilnehmer des Kolloquiums es für nötig hielten, sich auch selbst im Jargon von Habermas & Co auszudrücken. Ich fühlte mich vollkommen fehl am Platz. Dennoch habe ich das Buch gewissenhaft durchgearbeitet, mein Exemplar weist von Anfang bis Ende angestrichene Stellen, Fragezeichen, kritische Kurzsätze auf. Im Grunde ging es um Wissenschaftstheorie, um die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Geisteswissenschaften, insbesondere die Soziologie. »Radikale Erkenntniskritik [ist] nur als Gesellschaftstheorie möglich«, schrieb er und kehrte sich gegen die Kollegen, die noch bei Kant hängen geblieben waren, und gegen jene, die sich dem Positivismus zugewandt hatten. Solche ideologischen Kämpfe wurden in den sechziger und siebziger Jahren mit harten Bandagen geführt. Ich lernte einiges, aber dieses Wissen blieb mir äußerlich, Erkenntnistheorie war schlicht nicht mein Thema, das Buch führte in meinem Bücherregal eine verstaubte Existenz.

Zwischendurch musste ich mich um eine Aufenthaltserlaubnis kümmern. Normalerweise wurde ein Ausländer aus dem westlichen Ausland zunächst »ausländerbehördlich erfasst«; nach drei Monaten bekam er eine Aufenthaltsgenehmigung für ein Kalenderjahr, danach für fünf Jahre und schließlich, wenn man sich brav verhielt und nicht auf Kosten deutscher Sozialkassen lebte, eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Ich jedoch wurde immer wieder »ausländerbehördlich erfasst«, erst Mitte 1970, 18 Monate nach der Einreise, bekam ich meine erste einjährige Genehmigung. Als ich mich erdreistete zu fragen, warum das bei mir so lange dauerte, beschied man mir, es werde noch ermittelt. Auf mein Insistieren, was es bei mir denn zu ermitteln gebe, herrschte mich ein Mitarbeiter an: »Diese Frage steht Ihnen nicht zu.« In Westberlin fragt man nicht nach, man lässt demütig die Behörde tun, was sie, und nur sie, für richtig hält. Erst 1991 wurde mir bei der Lektüre meiner Verfassungsschutzakte klar, woran die Verzögerung gelegen hatte.



Namen und Gesichter, die uns mahnen

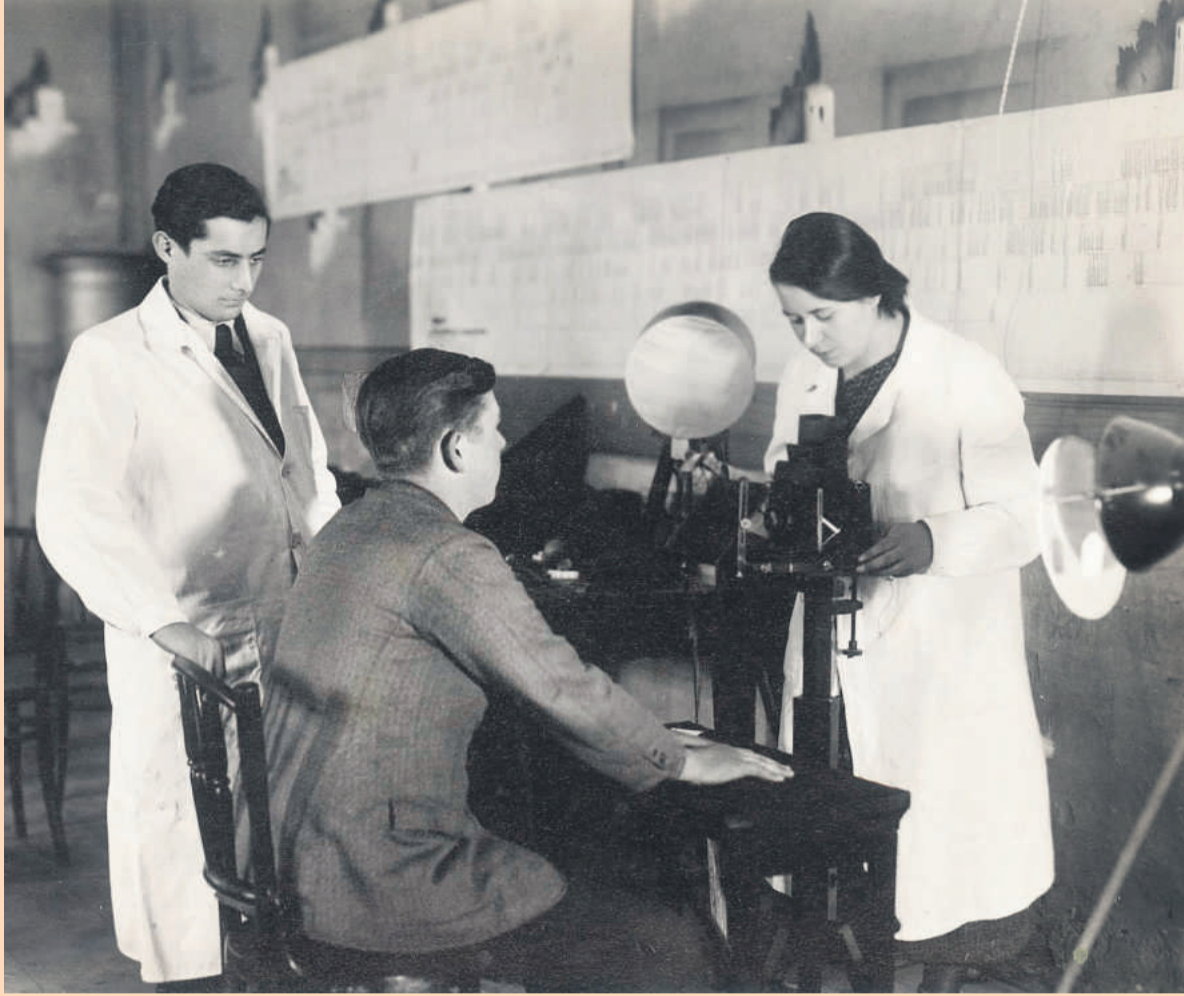


FOTO: NATURHISTORISCHES MUSEUM WIEN

Adler, Bachner, Bauernfreund, Bebelski, Bergmann, Eisenbac, Gelbwachs, Glaser, Goldberg, Krakauer, Kupfermann, Landmann, Lemberger, Sauerteig, Spielmann, Sternberg, Stieglitz, Trembski, Weinstock, Wolf, Zeisler ... So viele Namen, so viele mörderisch beendete Leben, vereitelte Lebensträume. Die Topographie des Terrors in Berlin hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur an die Täter, sondern auch an die Opfer zu erinnern. Eine Ausstellung und ein ausführlicher Begleitband gibt den ermordeten Juden von Tarnów im deutsch besetzten Polen Name, Gesicht und Würde wieder. Dies verdankt sich einem perfiden Fund, der durchaus als »ein glücklicher Umstand« zu bezeichnen ist. Margit Berner entdeckte einen einzigartigen Bildbestand, der in den 80er Jahren ins Wiener Naturhistorische Museum gelangte, aus dem Nachlass einer gewissen Maria Kahlich, 1970 verstorben. Die Mitarbeiterin am Anthropologischen Institut der Universität Wien von 1938 bis 1945 hatte sich mit erbbiologisch-anthropologischen Untersuchungen in den Dienst der NS-»Rassenhygiene« gestellt. Mit ihrer Kollegin Elisabeth Fliethmann und dem Fotografen Rudolf Dodenhoff hat sie 1942 insgesamt 565 Männer, Frauen und Kinder aus 106 Familien im Ghetto Tarnów registriert; mit Fotos, Lebensdaten, »Schädelvermessungen« bis hin zu Fingerabdrücken erfasst. Ihre »Studien« sollten die »rassische Minderwertigkeit« ostgalizischer Juden beweisen und somit deren Ermordung legitimieren. Fast alle der hier erfassten Menschen waren wenige Wochen oder Monate danach tot. Umso erschütternder dieser Band: ein Nekrolog, der zugleich Mahnung ist, den Anfängen zu wehren.

Margit Berner: Letzte Bilder. Die »rassenkundliche« Untersuchung jüdischer Familien im Ghetto Tarnów 1942/ Final Pictures (dt./engl.). Hentrich & Hentrich, 292 S., geb., 39 €.

»Mag Gott geben, dass Frieden heimkehre«

Hermann Pölking und Linn Sackarnd offerieren ein Panorama des Deutsch-Französischen Krieges

GERD FESSER

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 ist in Deutschland weitgehend vergessen, während man sich in Frankreich eher an ihn erinnert. Gleichwohl sind in diesem und im vorigen Jahr in Deutschland einige Bücher zu diesem Thema erschienen. Der vorliegende Band ist der umfangreichste. Sein ausführliches Quellenverzeichnis zeigt, dass der Publizist Hermann Pölking und die Filmdokumentatorin Linn Sackarnd die Erinnerungsliteratur zahlreicher deutscher und französischer Militärs, Politiker und Zivilpersonen intensiv ausgewertet haben. Die gleichnamige TV-Dokumentation zum Buch wurde in diesem Jahr von Arte und ZDF ausgestrahlt.

Der Buchtitel ist allerdings zu sehr vom heutigen Stand der deutsch-französischen Freundschaft geprägt. Der größte Teil der Deutschen und Franzosen von 1870/71 dürfte den Konflikt kaum als Bruderkrieg empfunden haben. Zumindest in Nord- und Mitteldeutschland stand vor 150 Jahren die Erinnerung an die »Franzosenzeit« von 1806 bis 1812 und an die antinapoleonischen Befreiungskriege einer solchen Sicht entgegen.

Zur Vorgeschichte des Krieges zitieren die Autoren den französischen Historiker Albert Sorel, der 1875 die Pariser Presse von 1870 als einen kriegstreibenden Faktor identi-

zierte. Im Unterkapitel »Kriegstreiber« ist dann aber nur von Bismarck die Rede. Pölking und Sackarnd legen dar, dass bei den deutschen Armeen Mobilmachung und Aufmarsch perfekt organisiert waren, während es auf französischer Seite etliche Pannen gab. Die Autoren beschreiben ausführlich die Schlachten bei Wörth am 6. August 1870 (die von den Franzosen Schlacht bei Fröschweiler genannt wird), bei Spichern vom 6. August, bei Colombey-Nouilly am 14. August, bei Vionville/Mars-la-Tour am 16. August, bei Gravelotte/St. Privat am 18. August, bei Beaumont am 30. August und bei Sedan am 1. September.

Am 18. August scheiterte der Sturm des preußischen Gardekorps auf die Höhe von St. Privat unter furchterlichen Verlusten. Es hätte deutlicher formuliert werden können, dass der Kommandierende, General Prinz August von Württemberg, als er seinen Truppen befahl, durch offenes Gelände frontal anzugreifen, drastisch versagte. Nur das Eingreifen des aus Sachsen bestehenden XII. Armeekorps bewahrte die preußische Armee bei St. Privat vor einem Desaster.

Nach dem Sturz des Kaisers Napoleon III. am 3. September führte die republikanische Regierung den Kampf als Volkskrieg weiter. Dieser Teil des Krieges nimmt im vorliegenden Buch die Hälfte des Raumes ein. Auf französischer Seite spielte nun die Aktivität von Franc-tireurs (Partisanen) eine wachsende Rolle. Alle Militärangelegenheiten

Frankreichs wurden auf geradezu diktatorische Weise von Léon Gambetta geleitet. Er stampfte in den unbesetzten Teilen des Landes neue Armeen aus dem Boden, um mit ihnen das belagerte Paris zu entsetzen und eine Wende des Krieges herbeizuführen.

Im zweiten Teil des Buches stellen die Autoren auch die Belagerung von Straßburg, Metz und Paris, die geheime Geldzahlung von Bismarck an den bayerischen König Ludwig II. und die Kaiserproklamation von Versailles dar. Sie zeigen, dass bei den Kämpfen im Herbst und Winter die zumeist nur flüchtig ausgebildeten und oft bunt zusammengewürfelten französischen Truppen trotz ihrer Tapferkeit den gut ausgebildeten, kampferfahrenen und fest gefügten deutschen Truppen selbst in Überzahl nicht gewachsen waren. Im eingeschlossenen Paris zog bittere Not ein. Man verzehrte Pferde, bald auch Zootiere, Hunde, Katzen und Ratten. Im Winter konnten sich nur Reiche eine warme Stube verschaffen.

Im Friedensvertrag von Frankfurt musste Frankreich das Elsass und den östlichen Teil Lothringens an das deutsche Kaiserreich abtreten. Diese Annexion, so schreiben die Autoren, habe das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen »für mehr als drei Generationen vergiftet«.

Im gesamten Band haben die Verfasser immer wieder Episoden aus dem Erleben deutscher und französischer Militärs und Zivilpersonen eingefügt und zitieren aus deren Erin-

nerungen. Insbesondere der ungewöhnlich kalte Winter 1870/71 brachte für die französische Zivilbevölkerung, aber auch für die Soldaten beider Seiten Entbehrungen und große Strapazen. So notierte die junge Schriftstellerin Juliette Adam am 12. Dezember, dass sich die Pariser Ambulanzen mit halb erfrorenen und an Lungenentzündung und Pocken erkrankten Soldaten der Vorposten füllten. Der Unteroffizier der Nationalgarde Albert Devienne schrieb am 19. Januar über sich und seine Kameraden: »Die meisten von uns sind nicht in der Lage, Arme und Beine zu bewegen, haben geschwollene und blutige Füße; in diesem Zustand werden wir den ganzen Tag kämpfen müssen.«

In den Erinnerungen des Leutnants Gottlieb von Thäter heißt es über den Zustand des Bayerischen I. Armeekorps im Dezember: »Abgerissen und in Lumpen gehüllt ... glich es mehr einer Räuberbande als einer Truppe.« Der Soldat Albert Böhme aus Braunschweig schrieb am 14. Januar aus Le Mans an seine Frau: »Wir sind nun bald am Atlantischen Ozean. Noch vier Tagesmärsche, dann sind wir da. Dann mag Gott geben, dass dies Elend endet und der Frieden heimkehre. Er ist eine furchtbare Menschenopfererei.« Diese Episoden machen das Buch zu einem vielstimmigen Panorama des Krieges.

Hermann Pölking/Linn Sackarnd: Der Bruderkrieg. Deutsche und Franzosen 1870/71. Herder, 686 S., geb., 38 €.



ANZEIGE

Wirtschaft anders denken.
print. monatlich.
Testabo: 10 €, 3 Monate.



Natürlich auch digital.

nd

Auch zu Weihnachten bestens informiert:
kritischer und linker Journalismus –
zum Verschenken oder Selbstlesen!

3 Monate für nur 45 Euro

- Jederzeit digital lesen via **nd APP** und **nd E-PAPER**
- Jeden Samstag **nd DIE WOCHE** in Ihrem Briefkasten
- 3x OXI – die ökonomiekritische Monatszeitung
- Das Weihnachts-Abo endet automatisch!
Keine Kündigung nötig



dasnd.de/weihnachtsabo



Kalender
geschenkt

nd JOURNALISMUS
VON LINKS



Ernst Ludwig Becker
Im Land der unbegrenzten
Möglichkeiten

© tredition

Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Das Gehirn ist ein Wunderwerk der Natur. Die Neugierde, die Fantasie und die Vorstellungskraft, die von diesem Organ ausgehen, sind Grundlage der menschlichen Entwicklungsgeschichte. Werkzeuge und Waffen waren erste Kreationen. Die landwirtschaftliche Revolution, der technische Fortschritt machten die Welt zum Untertan. Das Gehirn denkt sich Verhaltensregeln aus und sozialisiert. Es musiziert. Aber es schafft auch geistige Welten, Mythen, Märchen, es erklärt Religionen und philosophiert. Und es denkt über sich selbst nach. Versteht das Bewusstsein, dringt ein in das Unbewusste, die Träume und die Erinnerungen und erkennt, dass es mehr als eine Wirklichkeit gibt.

Emily, die Tochter eines Töpfers aus Pennsylvania, konstruiert ihre eigene Wirklichkeit, um den Tod ihres Bruders zu überwinden. Sie lernt viel über die Töpferei, über die Natur und die Naturgesetze, über die Geschichte der Menschen. Aber viel wichtiger ist, dass sie lernt, ihre Fantasie zu benutzen – denn nur in ihrer Fantasie wird die Zukunft Wirklichkeit. Nur die Fantasie kann den Tod überwinden.

Ernst Ludwig Becker:

Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten
– eine Hommage an die menschliche
Vorstellungskraft.

Roman

Verlag Tredition

160 S., geb., 16 €



FOTO: PRIVAT

Ernst Ludwig Becker

Becker, geboren 1957, studierte Biologie an der Philipps-Universität in Marburg, an der TU Darmstadt und am Juniata College in den USA, an dem er auch das Töpfern lernte und einen »Award for excellent Studio Arts« bekam. Er arbeitete in verschiedenen Berufen und war politisch aktiv. In Spanien, Frankreich und Griechenland engagierte er sich auf freiwilliger Basis bei ökologischen Projekten. Heute schreibt er Bücher und unterrichtet in Teilzeit an einer Grundschule.

LESEPROBE

Töpfern im Indian Summer: Die Konstruktion einer Welt

Präludium

Der Herbst ist für mich die Herrlichste der vier Jahreszeiten. Natürlich schätze ich auch den Sommer, wenn ich im erfrischenden und belebenden Fluss baden kann und auch der Frühling überrascht mich immer wieder mit seiner vielfarbigen Blütenpracht und dem Erwachen allen Lebens. Aber es ist der Herbst, der meine Sinne am unbeschreiblichsten erregt, mich und meine Seele am mannigfaltigsten berührt. Es ist der Herbst, den ich liebe. Wenn die Blätter sich verfärben, wenn die vielen roten, rötlichen, gelben und bräunlichen Farben und Farbtöne die Bäume verzieren, ganze Wälder in ein golden strahlendes Landschaftsgemälde verwandeln und die göttlichen Farbenspiele die sanften Haine der Hügel überziehen. Die aufgehende Sonne vertreibt den Morgennebel, der über dem Fluss und dem Garten schwebt und lässt die Ahornbäume in goldgelben und purpurroten, zarten Licht erstrahlen. Der Herbst ist die Zeit, in der sich die Natur auf den Winter vorbereitet, die belaubten Bäume das lebenspendende Blattgrün für das nächste Frühjahr aufbewahren. Die Tage werden langsam kürzer, die Abende mild und klarer und ich kuschele mich gemütlich ein, bei dem Schein einer Kerze und einem guten Buch. Dann genieße ich noch einmal den wundervollen Tag mit seinem blauen Himmel, ziehe noch einmal in Gedanken durch den farbenprächtigen Wald und ahne den Geruch des Laubes, das langsam zu Boden fällt und das selbst die schlafende Wiese in meinem Garten bedeckt und den Weg verziert, der zu meinem gläsernen Gartenhäuschen führt. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, hat eine himmlische Lage an einem breiten, sanften Fluss und tagsüber kann ich die schwarz-weißen Lastkähne beobachten, die mit Erde beladen zur fernen Verladestation fahren. Am Ufer, das teils mit kugelförmigen Weidebüschen und aufrechten, hochgewachsenen Pappeln bewachsen ist, habe ich auch einen Steg bauen lassen, an dem ein Boot angebunden ist, falls ich einmal auf die andere Seite in eines der historischen Städtchen übersetzen will und eine sichere Stiege führt ins helle Wasser, in dem ich mich in den heißen Sommermonaten treiben lassen kann. Dann sitze ich auch oft auf meiner Bank, mit einer Tasse Tee und schaue über das Wasser und erhole mich von unserem Streifzug in unserem nahe gelegenen Wald, erhole mich von einer langen Reise in die Geschichte, - habe Zeit und Muße zum Beschauen und Nachdenken. Höchstwahrscheinlich mag ich jetzt diese Jahreszeit noch mehr, weil ich in einem Lebensabschnitt bin, den auch wir den Herbst des Lebens nennen. So wie die vier Jahreszeiten ein Sinnbild für unser ganzes Leben veranschaulichen. Das Frühjahr, die Zeit unserer Kindheit und Jugend, in welcher noch alles wächst und blüht und sich entfaltet, der Sommer, in dem die Früchte wachsen, die Ähren reifen und die Ernte eingefahren wird, der Herbst, der noch einmal alle Blätter zum Leuchten bringt, der auf das Ende vorbereitet und du letztendlich wie ein Blatt zu Boden fällst, um im Winter unter der kalten, harten Erde zur Ruhe zu kommen. Nur, dass es keine Winter mehr gibt.

I. Akt Erster Satz adagio

Vielleicht mag ich den Herbst aber auch, weil ich in den Wäldern des William Penn aufgewachsen bin, verständlicher gesagt, im Staate Pennsylvania in den Vereinigten

Staaten von Amerika. Von den bunten Wäldern der »Rolling Hills«, ich meine ersten Kindheitserinnerungen an die Indian Summer in mir trage, die sonnigen Altweibersommer, wie wir sie in Deutschland nennen, die warmen Tage im Herbst, im Autumn oder Fall, wie es im Englischen heißt, mit dem strahlend blauen Himmel. Tage, an denen ich mit meinen Eltern und meinem Bruder durch die Gehölze hinter unserem Blockhaus streifte, in dem zum Teil undurchdringlichen Buschwerk, den abwechselnden Birken, Eichen und Ahornbäumen, dem Zuckerahorn, von welchem wir einen unvergesslichen Sirup herstellten, den wir über unsere Butterpfannkuchen gossen. Kindheitserinnerungen. Erinnerungen, gefüllt mit starken Emotionen. Ich kann nicht sagen wie alt ich damals war, aber es sind Bilder oder Geschehnisse, an die ich mich in jüngster Kindheit erinnern kann, die mit einem Erschrecken oder kurzen Schock verbunden sind, indem ich etwa, neugierig wachend, den Schraubenzieher in die Steckdose steckte und ich im ersten Moment nicht verstand was mit mir geschehen war, nachdem dieser heftige Ruck durch meine Arme rollte und ich die Hände, wie im Reflex, blitzartig in die Höhe riss. Oder der Tag, an dem ich mir die Hand verletzte, als ich mit dem großen Einmachglas voller Pfirsiche auf der Treppe stürzte. Dann sehe ich die Treppe und unser Haus vor mir, die Stein-treppe, die nur wenige Stufen von unserem Vorratsraum nach draußen führte, sehe die scharfen Glasscherben mit dem klitschigen Nass und den gelben, weichen Früchten auf dem grauen Zement. Ich sehe wie eine rote Flüssigkeit zwischen meinem Daumen und dem Zeigefinger auf meine Handfläche rinnt und ich die Hand betrachte, als würde ich sie zum ersten Mal sehen, den abgespreizten Daumen und die vier Finger, die blass und weiß sich nach oben strecken, beobachte, wie die rote Flüssigkeit langsam, träge zur Mitte der Hand läuft, so wie die zähe Flüssigkeit vor mir auf der Treppe, die langsam die Stufe hinab und auf meine Füße sich zubewegt. Ich schrecke auf aus meiner Trance, spüre den Schmerz und beginne zu weinen und laufe vorbei an dem Scherbenhaufen, auf den Pfad mit rohen Steinplatten, zur Holz-treppe, hinauf zur Porch, ein Vorbau oder eine Veranda, die entlang des Stockwerks sich befindet und auf welcher meine Mutter schon aus der Küchenschwingtüre mit dem Fliegengitter schaut und mir entgegenkommt.

Das Haus, in dem ich groß geworden bin, gehörte schon den Urgroßeltern meines Vaters, von denen noch zwei alte, bräunliche Fotografien am Ende der Treppe hingen, welche mir merkwürdigerweise gut in Erinnerung geblieben sind, vielleicht, weil ich ja täglich auf dem Weg zu meinem Zimmer an ihnen vorbei gehen musste, vielleicht auch, weil die Bilder in einer Höhe hingen, die mit meiner Größe korrespondierten und sie, die Ahnen, mit ihren Augen meinen Weg die Treppe hinauf und hinab beobachteten. Manchmal versuchte ich mich an ihnen vorbei zu schleichen, petzte die Augen zusammen und rann-te die wenigen Schritte in mein Zimmer. Es mag sein, dass auch schon die Ur-Ur-Urgroßeltern oder deren Eltern mit dem Bau begonnen hatten, hier in Amerika ihr Domizil, ihr neues Heim aufbauen wollten, so genau konnte man das nicht mehr feststellen. Viele der Archivalien gingen verloren. Hier war es eine große Flut und in Deutschland hatte der Krieg und das Feuer die Dokumente zerstört.

Das Haus lag an einem seichten Hang, von welchem sich für viele Meilen der nahezu ursprüngliche Wald über die abgeschliffenen Hügel erstreckte. Der Wald, der nur sanft berührt wurde, in seiner Einzigartigkeit belassen, betreten von den Ureinwohnern, dem Volk des aufrechtstehenden Steines, die hier jagten, Waldfrüchte sammelten und welche vom Wasser der örtlichen Quelle tranken, wie ein paar verlorene Pfeilspitzen und Scherben von Tongefäßen in ihrer Nähe bezeugten. Der Wald, der wundersamer Weise verschont geblieben war und nur die Lichtung um das Grundstück und die Wiese frei geben musste. Das ursprüngliche Blockhaus wurde mehrfach erweitert und aufgestockt und schmiegte sich harmonisch zwischen die Bäume, die für mich wie Urwaldriesen emporragten. Die schweren, beidseitig behauenen und geschälten Baumstämme des Hauses, ruhten auf einem mit flachen Steinen aufgebautem Gewölbe, das in den Hang integriert war und als Lagerraum und Vorratsraum genutzt wurde, von welchem die besagten Treppenstufen hinaufführten. Die Stämme waren derart gelagert, dass große Zwischenräume entstanden, die, wie mir mein Vater erklärte, früher mit Moos oder Schafswolle ausgefüllt und abgedichtet wurden. Bei den Umbauarbeiten wurde nach und nach alles renoviert. Jetzt waren die rohen, dunklen Stämme mit hellem Mörtel ausgefugt und bildeten ein unterschiedlich breites Streifenmuster, was durch moderne, hellgrün gestrichene Fenster und die Küchentüre unterbrochen wurde. Sie umschlossen einen ansehnlichen, robusten Raum, den wir als gemeinsame Küche, Wohnzimmer und Esszimmer benutzten. Der neue Anbau bestand aus dem Schlafzimmer meiner Eltern, das eine abgetrennte Dusche und Toilette hatte und aus der vorgelagerten Treppe, die zu den drei kleineren Zimmern unter dem ausgebauten Dach und zu einem schlichten Bad mit Badewanne führte. Die rosafarbene Badewanne. Ich sehe den blonden Lockenkopf, der über den Rand der Wanne ragt, mit strahlend blauen Augen, mit strahlend, kindlichem Gesicht. Der begehbbare Wand-schrank unter der Schräge fällt mit wieder ein, der mit der Schiebetür, in welchem ich mich oft verborgen hatte, wenn ich mit meiner Mutter oder dem Vater verstecken spielte. Oder der Lichtfleck, das helle Karree, mit dem grauen Schattenkreuz des Schiebefensters, das sich langsam mit der Sonne entlang der grünlichen Wand bewegte, während ich mit meinem Vater auf dem Bett lag und er mir als Geschichte vorlas. Eigentlich Zeit für mein Mittagsschlafchen, aber es war dann er, der mit sanften Schnarchen neben mir einschlummerte. Als Mädchen interessierte ich mich unüblich wenig für Puppen, auch wenn ich einige besaß. Ich hatte ein Holzflugzeug, mit dem ich durch mein Zimmer flog, über das Bett und die Nase des schlafenden Vaters. Ich flog seitlich der sonnenbeschiene-nen Wand, bog nach links ab durch den Lichtstrahl, über dem Lichtstrahl entlang und auf die Topfpflanzen zu, die auf dem Schränkchen neben dem Fenster standen. Zwischen ihren herzförmigen oder ovalen, grünen Blättern konnte man traumhaft durch einen undurchdringlichen Urwald fliegen und von da ging es ab nach oben zu dem blauen Planeten, der auf meinem Bücherregal stand. Mein blauer Planet.

...

Die Helden von Troja – Menschen wie wir



FOTO: BRITISH MUSEUM

Sie könnten unter uns leben, lieben, leiden. Sie könnten unsere Zeitgenossen sein: die schöne Helena, der sich nach ihr verzehrende Paris, der mutige Achilles, der kluge Odysseus, der weise Priamos und all die anderen Helden und einfachen Menschen, die vor rund 3000 Jahren in den Strudel der Geschichte gerieten. Eine unvergessene und unvergessliche Geschichte, die von einem Krieg um die sagenhafte Stadt Troia berichtet, von Homer nach einer über Generationen weitergegebenen mündlichen Überlieferung in der »Ilias« zum ersten Weltbestseller geworden und verdichtet. Alles nur Saga, Legende? Oder steckt mehr als ein Körnchen Wahrheit darin? Troja ist real. Doch auch der Krieg um diese – nach aktueller Lehrmeinung einst im Nordwesten der heutigen Türkei gelegene – antike Stadt, für die Althistoriker die Schreibweise »Troia« verwenden? Überbordend die Rezeption des mythologischen Stoffes, in Literatur, Malerei, Bildhauerei, auf der Bühne und im Film, auf Keramik, an Möbeln und als Schmuck. Das British Museum besitzt einige der spektakulärsten Darstellungen des zehnjährigen Krieges um Troja. Der hier angezeigte, reich illustrierte Bildband, in dem Heinrich Schliemann nicht fehlt, offeriert darüber hinaus Objekte aus anderen Museen und Privatsammlungen.

Alexandra Villing/J. Lesley Fitton/Victoria Donnellan/ Andrew Shapland (Hg.): Troia. Mythos und Wirklichkeit. WBG/Philipp von Zabern, 312 S., geb., 40 €.

ANZEIGE

MÄRCHENHAFT SCHENKEN

Der neue Hörspielklassiker für Märchenfreunde jeden Alters mit **Dieter Hallervorden**, Lars Rudolph, Peter Anders u. a. PREIS: 11,95 € ISBN 978-3-96372-001-7

WWW.WUNDERHAUS-VERLAG.DE

War's das dann oder gibt's noch was?

Michael Geiger denkt über eine artgerechte Gesellschaft jenseits des Kapitalismus nach

HERBERT GRIESSIG

Marx, Engels, Lenin, Mao Tse-tung programmatisierten sie: eine sozialistische Menschenordnung. Und Michael Geiger, der in der DDR geboren ist, in Leipzig und Berlin studiert und dort als Professor für Internationales Management gelehrt hat, fasst dieses heiße Eisen an, an das sich nach dem Scheitern des »real existierenden Sozialismus« in Europa nur wenige noch heranwagten. Auf den ersten Blick scheint er übermütig, wenn er das komplette Cluster des Themas aufgreift, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft, Anthropologie, Soziologie und Psychologie einbezieht. Dabei rüttelt er an Paradigmen, die ihm sicher manchen Widerpart beschern werden. Mit der Begrifflichkeit »Artgerechte Gesellschaft« – mehr als nur ein Synonym für Sozialismus – wendet er sich an alle, denen das Überleben der Art Homo sapiens Grundanliegen ihres Denken und Tuns ist.

Geiger betrachtet und analysiert das Wesen Mensch, beleuchtet die Höhen und Tiefen seiner Psyche, das Gute und das Böse, Gemeinsinn und Gier im Widerstreit. Er konstatiert, dass neben unterschiedlichen menschlichen Genen, zuständig für markante Gemütszustände wie Glücksempfinden, Angst, Zufriedenheit, Gier, Ekel und Neugier, auch – und das ist wesentlich – soziale Verhaltens-

weisen wie Fairness, Empathie und Solidarität biologisch im Verhaltensprogramm des Homo sapiens angelegt sind.

Die Erkenntnis, dass soziales Sein moralisches Bewusstsein bestimmt, teilen in der Kohorte der Philosophen und Gesellschaftskritiker unter anderem Konfuzius-Schüler Menzius, der Literat Bert Brecht, der Ökonom Richard Owen und der »Gefühlssozialist« Albert Einstein. Und damit auch die Überzeugung, dass nur sozial gestaltete Verhältnisse den Grundbedürfnissen des Menschen, dem »Wir«-Gefühl, dem Streben nach Freiheit und individueller Autonomie, nach Anerkennung und Bestimmung seiner sozialen Rolle in der Gesellschaft gerecht werden können.

Geigers Auseinandersetzung mit dem Streben und der Suche des Menschen nach einer Art des Zusammenlebens, das der angemessenen Erfüllung seiner Grundbedürfnisse gerecht werden kann, ohne Unterdrückung und Ausgrenzung, ohne Gier Einzelner nach Reichtum und Macht, beschert einen lehrreichen Gang durch die Geschichte. Erinnert wird beispielsweise daran, dass Lenin zur Sicherung des ersten staatlichen Sozialismus-Versuchs mit der Oktoberrevolution in Russland 1917 dem schmerzvollen Friedensvertrag von Brest-Litowsk zustimmte, womit Russland 26 Prozent seines euro-

päischen Territoriums verlor. Ein hoher Preis. Geiger würdigt die realisierten Ansätze sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit in der Sowjetunion, wendet sich jedoch auch den chronischen Kinderkrankheiten des Sowjetmodells zu. Soziale Sicherheit für alle war seiner Ansicht nach kein billiger Slogan, um die Massen zu ködern, sondern erlebbare Realität in den vor 30 Jahren aufgelösten Systemen des Sozialismus in Europa.

Der Autor wertet Gebrauch und Missbrauch des Sozialismus-Begriffs und analysiert im jeweiligen historischen Kontext Sozialismus-Versuche verschiedener Couleur, realistische Ansätze und gesellschaftlich durchaus beachtliche Ergebnisse. Ausführlich beschäftigt er sich mit der Geschichte der Produktionsverhältnisse in China, der Mentalität der Chinesen und ihrem konstruktiven Verhältnis zur pragmatischen Meisterung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Probleme. Die Auffassung der chinesischen Kommunisten, dass sich der Sozialismus eher hybrid als monolithisch entwickeln und durchsetzen kann, wird sich in der gesellschaftlichen Praxis beweisen müssen.

Der Autor sieht die KP Chinas mit ihrer strikten Wahrung der Prämissen einer sozialistischen Ordnung (Gemeinschaftseigentum an Grund und Boden, kommunale Gewährleistung des Daseins, Gesundheits- und Al-

tersvorsorge) in der Traditionslinie des Marxismus-Leninismus. Er würdigt den von ihr gepflegten neuen Typus internationaler Beziehungen ohne Missionieren und Dominieren. Angesichts der anhaltend prekären internationalen Gemengelage, der Wiederkehr des Wettrüstens, der permanenten Gefährdung des Weltfriedens und des Weltklimas sowie der forcierten Verletzung des Völkerrechts erscheint das chinesische Denken, das nicht den Widerspruch und damit die gewaltbereite Auseinandersetzung der verschiedenen Systeme favorisiert, sondern die Überwindung des Widerspruchs und den Nachdruck auf das Ergebnis, mehr als relevant.

Im letzten Kapitel setzt sich Geiger mit den Weiterentwicklungen der marxistischen Weltanschauung auseinander. Er kritisiert, dass unter Missachtung der Klassiker allzu häufig ignoriert wurde, dass »die Idee des Sozialismus Ausdruck praktischer Bewegung und nicht ideologischer Dogmen« sei. Dies habe unter anderem Fritz Behrens erkannt, einer der führenden Wirtschaftswissenschaftler und Hauptvertreter des Neuen Ökonomischen Systems in der DDR, der jedoch der strikten Ablehnung durch die KPdSU zum Opfer fiel.

Michael Geiger: Artgerechte Gesellschaft. Sozialismus – Utopie – Irrtümer. Nora-Verlag, 256 S., br., 17,50 €.



Polybios sprach von Sympoklē

Angelos Chaniotis berichtet über die Öffnung der Welt in der Antike

ARMIN JÄHNE

Ständig wird von Globalisierung geredet. Was aber meint dieser Begriff eigentlich? Das lateinische »globus« bezeichnet einen kugelförmigen Körper, einen kugelförmigen Klumpen oder Ballen, einen dichten Haufen oder eine zusammengedrückte menschliche Masse. Bis zu heutigen Schlag- und Kampfwörtern wie »Global Marketing« oder »Globalstrategien« war es ein weiterer Weg: wissenschaftlich, politisch, ökonomisch. Es dauerte Jahrhunderte, bis bewiesen war, dass die bewohnte Welt keine von Wasser um-

flossene Scheibe ist. Dieser Erkenntnis ging empirische Erkundung voraus, die mit politisch-imperialem Streben orientalischer und okzidental-antiker Großreiche einherging.

Zu denken ist dabei an Pharao Thutmosis III., während dessen Alleinherrschaft (1457–1425 v. u. Z.) das ägyptische Neue Reich seine größte territoriale Ausdehnung erfuhr: vom Euphrat im Nordosten bis zum 4. Nilkatarakt im Süden und Libyen im Westen. Innerhalb dieses quasi Weltreiches vollzog sich über die Tributzahlungen der unterworfenen Völker ein reger Fluss von Gütern und Informationen verschiedenster Herkunft.

Das persische Großreich wiederum, das von 550 bis 330 v. u. Z. existierte, hatte seinen Schwerpunkt in Mittelasien, schloss Ägypten und im Westen die kleinasiatische Küste ein. Seinem Expansionsdrang nach Europa setzten die Griechen ein Ende. Alexander III. von Makedonien (»der Große«) betrat 335 v. u. Z. die historische Weltbühne. In mehreren Feldzügen unterwarf er sich die Thraker bis zur Donau, bemächtigte sich der Levanteküste und Ägyptens, besiegte die Perser und überschritt den Hindukusch. Maßlos ist sein Drang, bis ans östliche Ende der Erdscheibe zu marschieren, doch im Punjab revoltieren seine Soldaten. Es geht den Indus abwärts, zurück nach Babylon, wo Alexander 323 v. u. Z. stirbt.

Sein kurzzeitiges Reich zerfällt und macht den Nachfolgestaaten der Ptolemäer (Kernland Ägypten), der Seleukiden (Nahost und Mittelasien), der Antigoniden (Makedonien/Griechenland) und der Attaliden (Pergamon/Kleinasien) Platz. In der Folge werden all diese Länder nacheinander von der neuen mittelmeerischen Großmacht Rom aufgesogen.

Alexander III. hätte nach der Eroberung des Ostens seine Herrschaft auch nach dem Westen bis Gibraltar ausgeweitet. Sein Tod verhinderte das. Insofern waren die Römer seine politischen Erben, und sie waren zudem die Erben und Fortsetzer der für die hellenistischen Staatenwelt typischen kulturgeschichtlichen Errungenschaften. Deshalb betrachtet Chaniotis die Zeitspanne zwischen Alexander III. und den Regierungsjahren des römischen Kaisers Marc Aurel (161–180 u. Z.) sehr dezidiert – und ihm ist vollauf zuzustimmen – »als eine zusammenhängende historische Epoche«, als

das lange hellenistische Zeitalter«. Dessen verbindende Elemente waren: die starke imperiale Tendenz in der Politik sowohl der hellenistischen Könige als auch des römischen Senats, die erhöhte Mobilität der Bevölkerung, die Verbreitung städtischer Lebensformen und Kultur, einschließlich der griechischen Sprache, Toleranz, die Entwicklung von Wissenschaft und Technik.

Ein weiteres Merkmal dieser Epoche, so Chaniotis, war jenes von den Römern übernommene gewaltige Netzwerk aus Königreichen, halb unabhängigen Dynastien und Stadtstaaten, das sich von der Adria bis nach Afghanistan, von der Ukraine bis nach Äthiopien erstreckte und durch die Römer komplettiert wurde. Ihm fügten sie Zentral- und Westeuropa und Teile Nordafrikas hinzu.

Betrachtet man dieses Ganze, das »lange« oder besser verlängerte »hellenistische Zeitalter«, drängen sich viele Bezüge zu unserer Gegenwart auf. Chaniotis vermeidet jedoch den Begriff »Globalisierung«, gibt lieber der Wortwahl des hellenistischen Historikers, Analytikers und Staatstheoretikers (200–120 v. u. Z.) den Vorzug: sympoklē (Verflechtung), gepaart mit dem Wort parathesis (Nebeneinander, Vergleich) – zum besseren Verständnis des Gesamtgeschehens, heißt es bei ihm. Ein erkenntnisreiches Buch, das eindrucksvolle Bilder einer außergewöhnlichen historischen Epoche liefert, voller neuer Ideen und zum Nachdenken über das Gestern und Heute.

Angelos Chaniotis: Die Öffnung der Welt. Eine Globalgeschichte des Hellenismus. WBG/Theiss, 542 S., 38 Abb., 35 €.

ANZEIGE

ALEX FEUERHERDT | FLORIAN MARKL

DIE ISRAEL-BOYKOTTBEWEGUNG

196 Seiten, Klappenbroschur ISBN 978-3-95565-396-5, 19,90 €

HENTRICH & HENTRICH

Bestellbar unter: www.hentrichhentrich.de

ANZEIGE

NORA Verlag
10247 Berlin Pettenkoferstr. 16-18
030 20454990
kontakt@nora-verlag.de

Geschenkempfehlungen

Wolfram Adolph
Hartenstein Band 3 – Der Enkel vorne links
ISBN 978-3-86557-488-6, 494 Seiten 29,00 €

Thomas Kacza
Die gescheiterte Alternative
Die DDR von Anfang bis Ende
ISBN 978-3-86557-487-9, 654 Seiten 29,00 €

Kristiane Lichtenfeld
Georgen zu Wort kommen lassen
Erfahrungen und Erfolge einer Literaturübersetzerin
ISBN 978-3-86557-493-0, 330 Seiten 29,00 €

Jochen Trebesch
Luigi Pirandello – Leben und Werk – 1867-1936
ISBN 978-3-86557-486-2, 444 Seiten 33,00 €

Karla Dyck
Nie das Knie gebogen
Rebellion und Schreiben adliger Frauen von Sophie von La Roche bis Hermynia Zur Mühlen
ISBN 978-3-86557-443-5, 448 Seiten 29,00 €

Gert Billing
Am Rand – Ostdeutsche Gespräche und Verse in den vorletzten Tagen der Menschheit
ISBN 978-3-86557-496-1, 192 Seiten 14,00 €

Jack London
Die eiserne Ferse – Ein bestürzend aktueller dystopischer Science-Fiction-Roman aus dem Jahr 1907
ISBN 978-3-86557-418-3, 292 Seiten 14,90 €

Frank Roggenbuch
Der Mechanismus von Schöne Weide
Eine Erzählung aus dem Berlin der Restaurationszeit
ISBN 978-3-86557-496-1, 362 Seiten 19,90 €

Katharina Johanson
Familie Krumm – Roman
ISBN 978-3-86557-497-8, 392 Seiten 22,00 €

Sie möchten ein Buch veröffentlichten oder privat drucken lassen? Wir sind Ihnen gerne behilflich.

Unsere Titel können direkt beim Verlag, im Buchhandel, bei amazon oder beim nd-Bücherservice bestellt werden.

www.nora-verlag.de

Einblicke in den Alltag einer Diktatur



»Unser Bildgedächtnis ist nie statisch, sondern dynamisch, chaotisch und assoziativ. Das gilt auch für unsere Erinnerung an die NS-Zeit. Vergangenheit bildet sich in ihr nie logisch und spiegelbildlich ab. Einige Bilder überdauern die Zeitläufe, wobei sich ihre Deutung und Bedeutung verändern kann. Andere Bilder werden vergessen und verschwinden wieder aus unserem Gedächtnis«, bemerkt Gerhard Paul im Vorwort zu seinem neuen Buch. Noch immer sind wir von Projektionen der NS-Propaganda umgeben. Bilder aus der Nazi-Zeit werden weiterhin instrumentalisiert, dienen erstarken dem Rechtspopulismus und Rechtsradikalismus zur Relativierung oder gar Glorifizierung der zwölf Jahre faschistischer Diktatur in Deutschland und von sechs Jahren mörderischen Weltkrieges und terroristischer Okkupation Europas. Gerhard Paul, Jg. 1951, war von 1994 bis 2016 Professor für Geschichte und ihre Didaktik in Flensburg, Begründer einer Visual History im deutschsprachigen Raum, seziiert das Spektrum der lügnerischen Bilderwelten des Nazi-Regimes. Er stellt offizielle Aufnahmen neben weniger bekannte und unbekannt. Sie geben Einblick in den Alltag der sogenannten Volksgemeinschaft auf Straßen und Plätzen, ebenso wie in das millionenfache Leiden und Sterben in den Lagern oder Gefängnissen, den Rückzug in private Räume wie in vor den Verfolgern und Mördern lebensrettende Verstecke. Ein erschütterndes Kaleidoskop.

Gerhard Paul: Bilder einer Diktatur. Wallstein, 528 S., geb., 38 €.

Endlich wieder Engels lesen!

Rolf Hecker und Ingo Stützle haben den »Anti-Dühring« neu herausgegeben

MICHAEL BRIE

Will man Friedrich Engels verstehen, sollte man zuerst sein Gedicht »Abend« lesen, dass er mit 20 Jahren schrieb, auf die Dämmerung der düsteren Phase der Restauration blickend. Er hoffte auf ein Morgenrot: »Ja, einer bin ich von den kecken Vögeln, / Die in dem Äthermeer der Freiheit segeln ...« Seine Wendung zum Sozialismus und Kommunismus war durch die Erwartung begründet, dass die Menschheit durch die kommunistische soziale Revolution den »Sprung ins Reich der Freiheit« vollzieht, wie er in »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft« prognostizierte. Pünktlich zum 200. Geburtstag von Engels erschien dieses bedeutsame Werk als neue Studienausgabe nebst einem Begleitband, herausgegeben von Rolf Hecker und Ingo Stützle, fußend auf aktuellem Forschungsstand. Der neuen Studienausgabe liegt die Erstausgabe von 1878 zugrunde. Aufgenommen sind nicht nur die Vorworte von Engels zur zweiten und dritten Auflage, sondern auch Marx' Randnoten zu Dührings »Kritische Geschichte der Nationalökonomie« und jene Fassung, die Engels dem dritten Abschnitt des »Anti-Dühring«, dem zentralen zum Sozialismus, bei der zweiten Auflage gab.

Engels' »Anti-Dühring« hat ein paradoxes Schicksal erfahren. Erst durch ihn und die ihm entnommene Schrift »Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft« wurde der »wissenschaftliche Sozialismus«, wie Marx und Engels ihre Auffassungen zu bezeichnen begannen, einem breiten

Kreis der Arbeiter-Intellektuellen zugänglich. Sie wurden die Grundlage, auf der sich eine Generation von Marxisten zu formieren begann und sich in der Folge auch das »Kapital« erschloss. Zugleich trifft Engels' »Anti-Dühring« aber auch die Kritik all jener, die Marx selbst fernhalten wollen vom Marxismus-Leninismus. Zudem gibt es bei vielen heutigen akademischen Marxistinnen und Marxisten teilweise eine bestimmte Verachtung gegenüber Texten, die nicht im engeren Sinne »wissenschaftlich« sind. Wie aber sollen die Ideen die Massen ergreifen, wenn sie in Gestalt der ersten Kapitel des »Kapitals« daherkommen?!

Der Marxismus als politisch-intellektuelle Strömung ist nur verständlich, wenn man anerkennt, dass es beides braucht – ständig neue, empirisch gesättigte Forschung und eine aktive Beziehung zu realen gesellschaftlich-politischen Bewegungen, wie sie die Sozialdemokratie und der Sozialismus in den 1860er Jahren und danach aufwies. Dabei sind programmatische Schriften, die Theorie und praktische Bedürfnisse sowie strategische Orientierungen zu einer Anschauung von der Welt, ihren Widersprüchen, realen Möglichkeiten, Kräften und Projekten der Transformation mit Visionen verbinden, unverzichtbar. Programmatische Werke wie der »Anti-Dühring« sind ein eigenes Genre. Engels' Werk kann als ein Meisterwerk dieses Genres gelten, von dem wir heute viel lernen können, auch deshalb, um es anders zu machen als bisher.

Die Schriften von Eugen Dühring konnten in den 1870er Jahren deshalb so intensiv auf die deutsche Sozialdemokratie wirken, weil es – wie in den Vorworten und im Artikel von Christian Schmidt »Wissenschaft und Utopie«

im Begleitband angemerkt – ein Vakuum gab: auf der einen Seite die Felsenmelodie des »Kapitals«, auf der anderen Seite die realen Bewegungen, die Erste Internationale, die Pariser Kommune, die sich formierenden sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien und Gewerkschaften. Doch ein Bindeglied fehlte wie die Luft zum Atmen. Hatte Engels schon in der Schrift zur Wohnungsfrage (1872/73) in Zeitungsartikeln Front gegen proudhonistische Positionen gemacht, so war die Herausforderung durch Dühring noch viel größer, die Lücke zu füllen.

Die Herausgeber, Autorinnen und Autoren des Begleitbandes tragen dem besonderen Genre der programmatischen Schrift teils unzureichend Rechnung. Wie sollen die unter dem Druck der kapitalistischen Konkurrenz und ihrer autoritären, nationalistischen, teilweise rassistischen Ausformung sich auftuenden Spaltungslinien vermittelt werden, wenn es keine weltanschauliche Verbindung der subalternen Kräfte gibt? Wie sollen sie einen eigenen Pol des Kampfes bilden? Ich hätte mir gewünscht, dass der Begleitband sich noch stärker direkt mit dem

Projekt des »Anti-Dühring« auseinandersetzt und hier systematisch bildend einführt.

Der Band ist zu sehr Sammelband, trotz hervorragender lesenswerter Einzelbeiträge, die alle für sich exzellent sind. Und vor allem hoffe ich, dass nun der »Anti-Dühring« und die »Dialektik der Natur« im Rahmen der Marx-Engels-Werkausgabe, der berühmten MEW, überarbeitet als neuer Band 20 im Karl-Dietz-Verlag herausgegeben wird. Die Neue Studienausgabe des »Anti-Dühring« und der Begleitband bieten eine wunderbare Voraussetzung dafür. Zugleich können sie dazu beitragen, dass die Linke in Deutschland und Europa stärker an den weltanschaulichen Grundlagen ihres Handelns arbeitet. Deren heutige Schwäche liegt nicht so sehr im Akademischen, sondern im Weltanschaulichen wie ihm praktisch Politischen.

Friedrich Engels: Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. Hg. v. Rolf Hecker und Ingo Stützle. Karl Dietz, 200 S., br., 12 €. Rolf Hecker/Ingo Stützle (Hg.): Engels' »Anti-Dühring«. Kontext, Interpretationen, Wirkung. Karl Dietz, 174 S., br., 18 €; beide Bände 35 €.



ANZEIGE



Leo Trotzki - Politische Profile

Biographische Porträts von Lenin, Luxemburg, Stalin, Kautsky, Plechanow, Radek und vielen anderen

426 Seiten, 31 Abb., 18,90 Euro, ISBN 978-3-96156-096-7

Erhältlich auf www.manifest-buecher.de und überall im Handel

Stätten der Toleranz und des wahren Menschentums

Horst Groschopp erinnert an die ersten weltlichen Schulen in Deutschland vor 100 Jahren

FRANZISKA KLEIN

Man erinnere sich des heftigen Disputs vor Jahren um das Kruzifix in deutschen Schulen, an die Kopf-tuchdebatte, die Schülerinnen wie auch Lehrerinnen betraf, sowie die Abwägung von Religionsunterricht und einem Fach in Ethik. Die Bundesrepublik, obwohl längst ein Einwanderungsland und multikulturell, hinkt gesellschaftlich mindestens 100 Jahre der Aufklärung hinterher. Peinlich. Nachdem die Große Französische Revolution von 1789 erstmals die Trennung von Staat und Kirche dekretierte, wurde dies mit der

Novemberrevolution 1918 auch hierzulande gefordert. Und hat sich nicht gänzlich durchgesetzt, bis auf die 40 Jahre DDR. Noch immer ist diese Selbstverständlichkeit einer aufgeklärten, rational denkenden modernen Welt für Deutschland nicht selbstverständlich. Was unterscheidet die BRD ergo von islamischen Staaten?

Horst Groschopp, 1949 in Zwickau geboren, gelernter Dreher und nach dem Abitur an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, ABF in Freiberg, Student und schließlich Dozent der Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, hat ein leidenschaftliches, faktenreiches und überzeugendes Plädoyer für die weltliche Schule verfasst. Historische Reflexionen werden mit aktuellen Anforderungen und Notwendigkeiten verzahnt. Er erinnert daran, dass unter der Herrschaft des Direktoriums in Frankreich (1795/99) Bildungspolitiker erstmals den Versuch wagten, der heranwachsenden Jugend eine religionsfreie, dem zeitgenössischen Stand der Wissenschaft entsprechende Morallehre anzubieten. »Seitdem ist das Ansinnen in der Welt. Von da an datiert der Streit, ob der weltliche Staat Religionsunterricht an seine Schulen einrichten, bezahlen, fördern, dulden oder abschaffen solle.« In Deutschland

begann die Diskussion darüber erst so richtig in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die ersten radikalen Ansätze in diese Richtung gab es allerdings schon, wenn auch nur kurzzeitig gültigen demokratischen Verfassung des Herzogtums Anhalt-Dessau vom 29. Oktober 1848. In diesem Revolutionsgeborenen Dokument hieß es: »Das gesamte Schulwesen ist der Beaufsichtigung der Geistlichkeit entzogen ...«

Der protestantische Theologe Wilhelm Fricke unterbreitete in den 1870er Jahren eine Sittenlehre für konfessionelle Schule. Er beklagte: »Das massenhafte, gedankenlose Auswendiglernen ist unter allen pädagogischen Sünden ... die schwärzeste. Wer die Kinder gegen diese erbarmungslose Grausamkeit verteidigt hat, verdient unter die größten Wohltäter gerechnet zu werden.«

In der jungen Weimarer Republik boomten »Freie Schulen«, die sich als frei im Denken und frei von religiösen Dogmen verstanden. Religion sollte Privatsache sein. Die Eröffnung der ersten »weltlichen Schule« in Deutschland am 15. Mai 1920 in Berlin-Adlershof war verbunden mit der Innovation eines neuen Schulfaches namens »Lebenskunde. Zeitgleich entstanden, so Groschopp, weitere weltliche Schulen, allein in Berlin in

jenem Jahr sieben. Adlershof ward aber die erste mit ministerialem Segen. Im Aufruf des Bundes der freien Schulgesellschaften Deutschlands, der für Oktober 1920 zu seiner Gründung eine große Elternversammlung einlud, wurde verlangt, dass an Bildungsstätten »alle konfessionellen Bekenntnisse und Weltanschauungsrichtungen außer Acht gelassen werden«. Gefordert wurde die »Schule der Neutralität und der Toleranz, der Gleichberechtigung und des wahren Menschentums«. Das Flugblatt schloss mit dem Appell: »Bekundet Euren geschlossenen Willen als Erziehungsberechtigte, Eure Kinder in eine solche Schule zu schicken.« Das Experiment, für das sich nicht nur der Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster und der Soziologe Ferdinand Tönnies, sondern schon August Bebel und Clara Zetkin stark machten, währte nur knapp zwölf Jahre, ward mit dem Machtantritt der Nazis abgewürgt, bleibt aber, so Groschopp, ein Höhe- und Mahnpunkt in der Säkularisierungsgeschichte des deutschen Bildungswesens.

Horst Groschopp: Weltliche Schule und Lebenskunde. Dokumente und Texte zur Hundertjahrfeier ihrer praktischen Innovation 1920. Alibri, 286 S., br., 28 €.

ANZEIGE



LOUISE MICHEL
Die Pariser
Commune
Aus dem Französischen
von Veronika Berger

416 Seiten, € 28,-



RUTH MAIER
»Es wartet doch
so viel auf mich ...«
Tagebücher und Briefe
Wien 1933–Oslo 1942

Herausgegeben von
Jan Erik Vold

432 Seiten, € 28,-

www.mandelbaum.at



So sah die Naumburger Weihnachtskrippe im vergangenen Jahr aus: Peters Stall hinten links hinter dem Esel, kündigte die Ankunft des Ochsen für 2020 bereits an (oben). Bevor die Figur in Holz entsteht, fertigt Stefan Albert Hutter ein Tonmodell an (unten rechts). Bei den letzten Feinarbeiten am Ochsen Peter (unten links)

Jedes Jahr eine neue Krippenfigur

Der Schweizer Bildhauer Stefan Albert Hutter macht seit 2012 den Bürgern seiner Wahlheimat Naumburg ein besonderes Weihnachtsgeschenk



HEIDI DIEHL
Peter sieht seinem lebenden Modell sehr ähnlich. Zufrieden betrachtet Stefan Albert Hutter sein Werk, setzt das Schnitzmesser hier und da noch einmal an, um kleine Korrekturen im Fell des Ochsen vorzunehmen. Nun kann Peter in seinen Stall einziehen, wo er schon längst von den Besuchern erwartet wird. Er ist der neue »Star« in der Naumburger Weihnachtskrippe, die alljährlich vom ersten Advent bis zum Dreikönigstag am 6. Januar sogar die berühmte Uta aus dem Dom ein wenig in den Schatten rückt. Hier in Naumburg hat der Schweizer Bildhauer, der seit 23 Jahren in der Domstadt im Saale-Unstruttal lebt, vor acht Jahren begonnen, den Bürgern seiner Wahlheimat ein ganz besonderes Geschenk zu machen – eine Weihnachtskrippe mit überlebensgroßen geschnitzten Holzfiguren. Seitdem kam jedes Jahr eine neue dazu. Der Ochs Peter ist die 15. in dem Ensemble, das seinen festen Platz vor dem Ratsherrenportal der prächtigen spätgotischen Wenzelskirche gleich hinter dem Markt mit seinen wunderschönen Renaissance- und Barockhäusern hat.

Angefangen hat alles vor zehn Jahren, als eine Naumburger Geschäftsfrau auf dem Weihnachtsmarkt die wirklich nicht attraktive ausgeborgte Krippe betrachtete. »Es war

doch toll, wenn die Stadt eine eigene und vor allem eine mit schönen Figuren hätte«, dachte sie sich und wusste auch schon, wen sie danach fragen könnte – Stefan Albert Hutter. Sie trug ihm die Idee vor und war sich nach dem Gespräch sicher, dass er genau der Richtige für dieses Projekt sei. Denn der studierte Bildhauer hatte sich schon vor Jahren in seiner Schweizer Heimat ausführlich mit Krippenfiguren beschäftigt und war vertraut mit lebensgroßen Skulpturen. Schnell konnte der Oberbürgermeister der Stadt für die Idee begeistert werden, und so bekam Hutter den Auftrag, das Projekt in die Tat umzusetzen.

Auf dem Weihnachtsmarkt ein Jahr später stellte er den Bürgern sein Modell im Maßstab 1:10 vor. Noch liefen viele achtlos daran vorbei, doch wer es sich ansah, konnte bereits ahnen, dass hier etwas Besonderes für Naumburg geplant ist – eine einzigartige Weihnachtskrippe mit lebensgroßen bemalten Figuren, die im Freien steht und Jahr um Jahr wächst.

Als Material kam für den Künstler nur massive Eiche infrage, doch gesunde Bäume sollten dafür nicht sterben. Er nahm Kontakt zu Förstern in der Region auf, die ihm Bäume zur Verfügung stellen, die der Sturm gebrochen hat oder die aus anderen Gründen gefällt werden müssen. Durchschnittlich sind diese 140 Jahre alt und haben mindestens einen Stammdurchmesser von 80 bis 90 Zentimetern. Das erlaubt es, die Figuren aus einem Stamm zu hauen.

2012 entstanden die ersten drei Figuren – die Heilige Familie mit Maria, Joseph und dem neugeborenen Jesuskind, das symbolisch auf einer Bibel liegt. Bevor Hutter dafür das Schnitzmesser an die aus Spenden des Naumburger

Bürgervereins e.V. finanzierten Stämme ansetzte, machte er zunächst Skizzen und Tonmodelle der Figuren. Rund ein halbes Jahr dauerte es dann, bis sich die Eichenstämme in fast lebensgroße Figuren verwandelt hatten. Die Naumburger waren begeistert, als die Heilige Familie pünktlich zum ersten Advent ihren Platz vor der Wenzelskirche bezog. Damit die Betrachter eine Vorstellung davon bekommen, wie die Krippe in ein paar Jahren einmal aussehen soll, stellte er die weiteren geplanten Figuren als Pappzeichnungen dazu.

Seitdem wurden Jahr für Jahr eine oder mehrere durch fertige Plastiken ersetzt: Hirten, die drei Könige, Schafe, Esel, Kamel, ein Kameltreiber und in diesem Jahr eben Peter, der Ochs, gesellten sich zu Maria, Joseph und dem Kind.

Damit die Figuren auch lebensecht und ausdrucksstark wirken, nimmt sich der Künstler viel Zeit für seine Studien, beobachtet genau, macht zahlreiche Skizzen, ehe letztlich das exakte Modell in Ton entsteht, das er dann aus massiver Eiche schnitzt. In Elisabeth, der damals 13-jährigen Tochter eines Naumburger Winzers, fand er genau das Modell, das er sich für sein Hirtenmädchen vorgestellt hatte. Auch der junge Hirte hat ein lebendiges Vorbild – ein Musiker aus Estland. »Ich sah ihn und wusste: Das ist er!«, erinnert sich der Künstler. Auch alle Tiere haben echte Vorbilder: Der Esel heißt »Florentine« und lebt in Schleberoda bei Naumburg, die Schafe haben ihren Stall auf einem Hof in der Nähe von Leipzig. Für das Kamel machte er Studien in Israel und in einem Zirkus, ehe er sich an die 700 Kilogramm schwere Holzfigur machte, die er aus elf laufenden Metern einer vom Sturm Kyrill gefällten Eiche herausarbeitete.

Diesen Sommer verbrachte Stefan Albert Hutter einige Tage in seiner Schweizer Heimat, in Teufen im Appenzeller Land. Dort quartierte er sich in dem historischen Gasthof »Schnugbeck« ein, zu dem neben vielen anderen Tieren auch vier Ochsen gehö-

ren, die auch für Gespannfahrten eingesetzt werden. Stundenlang beobachtete der Künstler die Tiere mit Kamera und Skizzenblock, insbesondere Peter entsprach dem, was er sich vorgestellt hatte. Wieder zu Hause, formte er das Tier im Maßstab 1:5 zunächst aus Ton und später mit dem Schnitzmesser aus einem gewaltigen Eichenstamm. Gut 600 Kilogramm bringt es auf die Waage, sein echtes Vorbild schafft da noch etwas mehr – 1000 Kilogramm.

Eine der Besonderheiten der Naumburger Weihnachtskrippe ist, dass sie ausschließlich aus Spendengeldern finanziert wird. Neben Geschäftsleuten und Unternehmen sind es auch die Naumburger Bürger und ihre Gäste, die alljährlich die Spendenbox neben der Krippe gut füllen. Doch Geld ist nur die eine Seite, die notwendig ist. Denn schon bald stellte sich die Frage, wohin mit den Figuren zwischen Januar und Dezember? Da Hutters Atelier dafür viel zu klein ist, musste eine andere Lösung her. Hilfe kam von der im Naumburger Gewerbegebiet ansässigen Sanitärfirma Praml. Sie stellte dem Künstler nicht nur kostenlos eine riesige Halle zur Verfügung, wo die Figuren eingelagert werden, sondern die er ganzjährig auch als Atelier nutzen kann. Und wenn die Figuren hin- und hertransportiert werden müssen, steht die Firma mit ihrer Technik zur Verfügung.

Auch, wenn in diesem Jahr der Weihnachtsmarkt in Naumburg wegen Corona ausfallen muss, die Heilige Familie, Esel, Kamel, Ochs und Schafe, Hirten und Kameltreiber erzählen seit einer Woche an ihren gewohnten Platz vor dem Ratsherrenportal der Wenzelskirche die Weihnachtsgeschichte und werden von den Naumburgern und Besuchern aus aller Welt bewundert. Derweil nimmt in Stefan Albert Hutters Kopf bereits das nächste Detail für die Weihnachtskrippe Gestalt an. Eine eigene Figur wird nächstes Jahr nicht hinzukommen, 2021 Jahr bekommt das Kamel erst einmal sein noch fehlendes Gepäck. Wie es danach weitergeht, weiß der Künstler noch nicht im Detail. »Denn eigentlich ist die Krippe nun komplett«, sagt er. »Andererseits hat sie für meinen Geschmack zu wenig Frauen. Außer Maria und dem Hirtenmädchen gibt es nur Männer. Ich könnte mir gut vorstellen, dass sich da noch was machen lässt.«

Was sich Stefan Albert Hutter allerdings nicht vorstellen kann, ist, eine solche Weihnachtskrippe auch für andere Städte herzustellen. Wenngleich er daran sicher gut verdienen könnte. Weimar, Leipzig und Halberstadt haben bereits angefragt, doch der Künstler erteilte allen eine Absage. »Das mach ich exklusiv für Naumburg«, sagt er, »für die Stadt, von der ich und meine Familie vor 23 Jahren noch keine Ahnung hatten, in der wir mit offenen Armen begrüßt wurden und inzwischen längst angekommen sind.«

ANZEIGE

Entspannung & Erholung

MECKLENBURG - VORPOMMERN

FeWo's in Bansin

www.vogel-bansin.de

☎ 038378 / 314 38

SACHSEN

Sächsische Schweiz

Schöne FeWo ab 40 € (bis 9 Pers.)

☎ 03 50 28/858 80 www.saechsische-schweiz-touristik.de/guenther

Winterurlaub am Meer auf der schönen Insel Usedom

Komfort & Service zum Verwöhnen

(u.a. Badelandschaft, Restaurants mit Meerblick & Terrassen, SPA „Seerose“, Cocktailbar, Bowlingbahn)

Ganzjährig attraktive Arrangements

Strandhotel Seerose Kölpinsee
 17459 Seebad Kölpinsee/Loddin • Strandstraße 1
 Tel.: (03 83 75) 540 • Fax: 541 99
 info@strandhotel-seerose.de • www.strandhotel-seerose.de





Birgit Scharoba zeigt, wie die Form richtig ausgegossen wird.



Sven hat den Dreh raus.



Zuletzt bekommt der Mangotraum einen Schokoladendeckel, dann ist die Praline fertig.

Ein Kilogramm Glück zum Vernaschen

Ein köstliches und kreatives Geschenk: Ausbildung zum »Hobby-Chocolatier« im der Confiserie Felicitas

HEIDI DIEHL

Zwei Tage sind es noch bis zur Hochzeit. Doch statt mit Freundinnen und Kumpels feuchtfröhlichen Abschied vom Junggesellenleben zu feiern, haben sich Swenja Kawicki und Sven Lehmann aus Cottbus etwas ganz Besonderes ausgedacht. Sie werden an einem Pralinenkurs teilnehmen, der Gut-schein dafür ist ein Geschenk der Eltern. »Genau das Richtige für uns«, ist Sven voller Vorfreude, und Swenja nickt ihm strahlend zu. Auch die Cottbuserin Heidi Fabian löst einen Seminargutschein ihrer Kinder ein, den diese der Schokoladenliebhaber zum Geburtstag geschenkt haben. Mit Elisa Klug und Jutta Wiesler aus Greifswald ist die Runde der Pralinen-Azubis, die an diesem Tag in der Confiserie Felicitas in Hornow in der Lausitz ihre Ausbildung erhalten, komplett. In vier Stunden werden sie unter Anleitung der Chocolatiere Birgit Scharoba fünf köstliche Pralinen herstellen, bei deren Namen ihnen schon das Wasser im Munde zusammenläuft: Mangotraum, Nougat-Haselnuss-Halbkugeln, Nusstrüffel-Mandel-Nusspraline, Kaffee-Marzipan-Küsschen, Baileys-Mini-Gugelhupf.

Los geht es mit dem Mangotraum, für die zunächst Schokoladenkapseln gegossen werden müssen. Birgit zeigt es, nimmt eine Silikonform und hält sie unter einen dicken Strahl Bitterschokolade, wendet sie danach, damit die überflüssige Schokolade ablaufen kann, streicht mit einer Palette noch die letzten Schokoladenreste von den Seiten ab und legt sie dann auf ein Rüttelgitter. »So verteilt sich die Covertüre gleichmäßig, alle Luftbläschen verschwinden, und es entstehen schöne glänzende Pralinenformen, in die wir später die Mangofüllung hineinspritzen«, erklärt sie. Was bei ihr so leicht aussieht, wird für die Amateure zu einer ganz schönen He-

rausforderung. Die einen lassen zu wenig Covertüre in die Form laufen, andere zu viel. Bei Sven hingegen klappt es auf Anhieb perfekt. »Wow«, freut sich seine Zukünftige.

Bevor die Schokoladenkapseln ihr köstliches Innenleben erhalten, müssen sie nun erst einmal für eine gute halbe Stunde in den Kühlschrank, um fest zu werden. Zeit, sich an die Herstellung der Füllung zu machen: Mango pürieren, mit etwas Kurkuma aufkochen, danach weiße Schokoladencallets darin auflösen und später noch etwas Joghurt unter die abgekühlte Masse heben. Fertig! »Alle unsere Pralinen sind, anders als die aus der industriellen Massenproduktion, nur aus frischen Zutaten ohne Konservierungsstoffe hergestellt«, sagt Birgit, »deswegen solltet ihr die Pralinen auch frisch essen.« Zwei Wochen »Überlebenszeit« empfiehlt sie für den Mangotraum maximal. »Das schaffen sie nicht«, ist sich Swenja sicher, die schon mal von der Füllung probiert hat. »Die ist ja so was von lecker!«

Dieser Satz wird in den nächsten Stunden noch oft zu hören sein. Egal, ob die Nougat-Haselnussmasse gemeint ist, die später über eine frisch geröstete Haselnuss in einer Schokohalbschale gespritzt wird, die Nusstrüffelmasse mit bitterer Schokolade, Mandeln, Haselnüssen und Cranberrys oder die Baileys-Creme für die Mini-Gugelhupf. Denn natürlich ist Probieren ausdrücklich erwünscht, schließlich muss man ja wissen, wie das Innenleben der Selbstgemachten schmeckt. Die »Azubis« lassen sich nicht zweimal bitten!

»Da kann ruhig noch ein Schuss mehr dran«, kommentiert Sven den Geschmack der Baileys-Creme und schaut fragend in die Runde. Keiner widerspricht. Die fertige Masse wird in einen Spritzbeutel gefüllt und in die vorbereiteten Pralinenformen gespritzt. Auch hier erweist sich Sven wieder als ein Naturtalent. Exakt die richtige Menge füllt er ein, genau so viel, dass noch ein Millimeter Platz bleibt, um später die Pralinen mit Schokolade zu deckeln. Noch schwieriger wird das bei der viel flüssigeren Mangofüllung, die als nächstes in die inzwischen festgewordenen Formen gefüllt wird. Doch Birgit hilft, gibt Tipps, korrigiert – am Ende stimmt die Menge bei allen. Noch einmal verschwinden

die Pralinen in der Kühlung, bevor sie mit Schokolade verschlossen werden.

Zeit, ein bisschen was über die Confiserie Felicitas zu erfahren. Nach fünf Jahren als Entwicklungshelfer verschlug es zwei junge Belgier – er Ingenieur, sie Krankenschwester – 1992 in die Lausitz. Viel mehr als zwei Koffer und den Kopf voller Ideen von einer eigenen Confiserie hatten sie nicht bei sich. Doch das reichte Goedele Matthyssen und Peter Bienstman, sie waren jung und voller Zukunftsträume. Am östlichen Rand Brandenburgs, in dem 600-Seelen-Dorf Hornow, begannen sie mit viel Enthusiasmus in einer winzigen Küche einer riesigen alten LPG-Scheune Pralinen zu fertigen. Im nahen Cottbus mieteten sie einen Laden, wo sie ihre Köstlichkeiten verkaufen wollten. Doch es lief nicht so, wie sie sich das vorstellten. »Drei Jahre später standen wir kurz vor der Pleite«, erzählt Goedele. »Eigentlich hätten wir den ganzen Laden dichtmachen müssen. Doch dann kamen plötzlich die Leute nach Hornow zum Einkaufen. Deren Mundpropaganda sorgte dafür, dass immer mehr folgten und wir wieder einen Lichtschimmer am Ende des Tunnels sahen. Doch das Glück schien nicht von Dauer: Die Treuhänder setzten ihnen die Pistole auf die Brust, der Kampf um Kredite zum Ausbau des Geländes kostete viele schlaflose Nächte, und so manche andere Unwegsamkeit brachte ihren Traum immer wieder ins Wanken. Am Ende haben sie es geschafft und präsentieren heute »die Schokoladenseite der Lausitz«. Die Besucher erleben in Hornow eine Schokoladenwelt vom Feinsten – mit gläserner Schauwerkstatt, mit vielen Mitmachangeboten, einem Café, einer Veranstaltungsscheune und natürlich einem großen Laden. Rund 60 Sorten Pralinen sind im Produktionssortiment, 60 verschiedene Tafel-schokoladen und 500 Hohlkörper. 75 Mitarbeiter hat der Betrieb heute, darunter sind 68 Frauen, die alle angelernt wurden, weil es in Deutschland bislang keine offizielle Ausbildung zum Chocolatier gibt.

Birgit Scharoba zum Beispiel ist gelernte Konditorin

und kam übers Arbeitsamt nach Hornow. »Anfangs war ich mir nicht sicher, ob ich das schaffe, heute ist es genau mein Ding«, sagt sie. Die Seminarteilnehmer jedenfalls können sich keine bessere Lehrmeisterin vorstellen. Professionell, mit viel Wissen, Können und Spaß hilft sie ihnen bei der Herstellung ihrer ersten selbst gemachten Pralinen. Dass dabei auch mal was daneben gehen kann, ist nicht so schlimm. Wie bei Heidi Fabian, die meinte, die teigartige Masse für die Kaffee-Marzipan-Küsschen in die geforderten zwölf gleichgroßen Stücke geteilt zu haben und mit Eifer begann, daraus kleine Kugeln zu formen. Als sie fertig war, stellte sie aber fest, dass es nur zehn geworden waren. Also alles auf Anfang und noch mal von vorn beginnen. Am Ende lagen auch vor ihr zwölf gleichgroße Pralinen.

Die Zeit flog einfach nur so dahin – schon waren die vier Stunden um. Zuletzt blieb bloß noch, alles fein zu verpacken. Ein Kilogramm Glück zum Vernaschen nahm jeder mit nach Hause. Dazu gab es ein Diplom für die erfolgreiche Ausbildung zum »Hobby-Chocolatier«, alle Rezepturen und eine Schürze zur bleibenden Erinnerung. Denn von den Pralinen würde bald nichts mehr übrig sein.

Ob Swenja und Sven ihren Hochzeitsgästen ein paar davon zum Probieren abgegeben haben, wissen wir nicht. Dass dieses Seminar für beide unvergesslich bleibt, dürfte indes gewiss sein.

Pralinenseminare

In der Confiserie Felicitas in Hornow gibt es regelmäßig stattfindende vier- bzw. zweistündige Pralinenseminare. Alle Infos und die Termine für 2021 findet man auf der Website.

Darüber hinaus bietet das Unternehmen in seiner gläsernen Schauwerkstatt verschiedene Möglichkeiten, eigene Schokoladenprodukte zu gestalten. Das reicht von der Herstellung von Tafel-schokoladen über Hohlkörper bis zur individuellen Bemalung. Auch kreative Kindergeburtstage können dort gefeiert werden.

Alle Veranstaltungstipps und weitere Infos: www.felicitas-schokolade.de

»Habt ihr Kummer oder Sorgen ...«

Als Frau Pupp doktor Pille prägte die Schauspielerin Urte Blankenstein Generationen von Kindern – nun erschien ihre Autobiografie

HEIDI DIEHL

Sie hat uns Puppenmütter und -väter so manche Sorgen um unsere Lieblinge genommen. Bei Husten, Schnupfen, Heiserkeit von Puppen und Teddys war sie für Generationen von Kindern erste Ansprechpartnerin. Wenn sie »Sprechstunde« hatte, saßen wir gebannt vor der Flimmerkiste – Frau Pupp doktor Pille hatte stets gute Ratschläge für alle Lebenslagen parat. Nicht nur für die Puppenkinder, sondern auch für deren Eltern. Sicher auch sehr zur Freude der Erwachsenen, denn manchmal hilft ein Rat von Außenstehenden viel besser, kann schneller Kummertränen trocknen, als der von Mama und Papa.

Frau Pupp doktor Pille war über Jahrzehnte für DDR-Kinder – und nicht nur für sie – so etwas wie die gute Fee, der rettende Engel für alle Fälle. Wie die Frau im weißen Kittel, mit Brille und Zöpfchenperücke wirklich hieß, wusste fast niemand – warum auch? Irigendwann war die Schauspielerin Urte Blankenstein ohnehin für jeden nur die »Frau Pupp doktor Pille mit der großen klugen Brille«. Oder auch die mit der »großen runden Brille«. Es soll sogar schon zu innerfa-

miliären Streitereien darüber gekommen sein, welche Variante denn nun stimmt.

In ihrer gerade erschienenen Autobiografie klärt Urte Blankenstein darüber auf: Beide Varianten sind richtig. Denn: Zunächst bezeichnete sie ihre markante, riesige schwarze Brille als »klug«. Bis 1976 ein ganz penibler Optiker herumkittelte, dass eine Brille nicht klug sein könne. »Als ich das hörte, konnte ich nur mit dem Kopf schütteln. So etwas konnten doch nur fantasiose Erwachsene behaupten«, schreibt sie. Doch da die Eingaben der Zuschauer stets sehr ernst genommen wurden, reagierte der Sender, und fortan wurde aus der »klugen« die große »runde« Brille. Recht haben also alle, nur, dass man sie durch »klug« oder »rund« eben eindeutig verschiedenen Generationen zuordnen kann – in die vor und nach 1976.

Sogar die Älteren wissen heute kaum noch, dass es bereits zwei Frau Pupp doktor Pille vor Urte Blankenstein gab. Sie kam 1968 gewissermaßen wie die Jungfrau zum Kind zu der Rolle. Anfangs dachte sie noch, sie macht da ein paar Folgen für das Kinderfernsehen und widmet sich dann wieder anderen Aufgaben. Letzteres hat sie zwar auch getan, aber aus kindlicher Erinnerung



bestenfalls nebenbei. Denn schon bald war sie als Pupp doktor nicht mehr wegzudenken. Es wurde die Rolle ihres Lebens – die die inzwischen 77-Jährige bis heute nicht lässt.

Dabei war Urte Blankensteins Weg ins Leben alles andere als einfach. Geboren 1943 in Pillau in Ostpreußen musste sie mit Mutter und Schwester, gerade mal zweijährig, aus der Heimat flüchten und gelangte auf abenteuerlichen Wegen nach Wismar und später nach Schwerin, wo sie einen Teil ihrer Kindheit und Jugend verbrachte. Eine Zeit lang lebten ihre Schwester Elke und sie auch in einem Kinderheim, als ihre alleinerziehende Mutter ein Fachstudium absolvierte. Eine prägende Zeit für das Mädchen, das sich schon früh fürs Theater begeisterte, mit Leidenschaft sang und später in Schwerin im Arbeitertheater »Kolonie Links« spielte.

Aus dem Hobby wurde ihr Beruf, sie studierte Schauspiel, erhielt 1966 ihr erstes Engagement am Kleist-Theater in Frankfurt (Oder), spielte dort ganz verschiedene Rollen. Doch schon ein Jahr später wechselte sie zum DDR-Kinderfernsehen, wo sie 1968 eine Einladung zum Vorsprechen für die neue Frau Pupp doktor Pille bekam.

Mit dieser Rolle begeisterte sie nicht nur die Kinder in der DDR, sie trat auch regelmäßig im Westen auf und wurde auch dort bald zur gefragten »Seelenrösterin« für alle Sorgen von Puppen, Teddys und Puppeneltern.

Bis heute tourt sie durch die Lande, doch auch sie blieb nicht von den Wendeeinflüssen verschont. Plötzlich war sie – wie viele DDR-Künstler – nicht mehr gefragt, Existenzängste kennt sie ebenso wie Selbstzweifel. Dennoch hat Urte Blankenstein sich nie unterkriegen lassen, und auch dank vieler Freunde immer wieder zurück auf die Bühne und ins Rampenlicht gefunden. Nicht nur als Frau Pupp doktor Pille – sie moderierte zum Beispiel beim MDR bis 1997 das beliebte »Tele-Lotto« und interviewte im Schwarzwald Politiker wie Lothar Späth oder Erwin Teufel.

Urte Blankensteins Autobiografie erzählt witzig und humorvoll von der Frau hinter Frau Pupp doktor Pille, einer Frau, die Generationen von Kindern auf ihrem Weg ins Leben begleitete und sich selbst nie aufgab, auch wenn das Leben Kummer und Sorgen für sie bereithielt.

Urte Blankenstein: »Habt ihr Kummer oder Sorgen ... Bild und Heimat, br., 17,99 €.



Geschenkideen zu Weihnachten

Erinnerungen, Geschichten, Ratespaß und Spiele

VON SABINE FIELOW

»Omi, du bist dran ...« – und schon wirbelt der Würfel über das Spielbrett. »Eine Blume... hm... hm... hm. Ach, da ist die Blume!« Wir sind im Spielefieber: »Der bunte Würfel« ist das Mensch-ärgere-dich-nicht für die Jüngsten. Obwohl die Ausdauer sicher noch nicht so ausgeprägt ist, macht es doch viel Spaß zuzuschauen, mit welchem Eifer meine Enkelin Symbole sucht und findet. Und das verschmitzte Lächeln gibt es als Bonus dazu.



FOTO: SABINE FIELOW

»Tatü-tata ... die Feuerwehr ist da!« Sirenengeheul kennt wohl jedes Kind, doch wie geht man mit Feuer um? In diesem Würfelspiel können Situationen spielerisch aufgezeigt werden, damit auch schon die Kleinen wissen, was zu tun ist.

Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Abende und Schreibblöcke ich dazu verwendet habe, zu beweisen, wie schnell ich im Stadt-Land-Fluss-Raten bin. Ein ähnliches Vergnügen bereitet das Spiel »Stadt, Land, Vollpfosten« – lustige Kategorien bringen Hobbydenker ins Schwitzen.

zuzujubeln, oder verfolgten die Friedensfahrt im Fernsehen? Erleben Sie noch einmal die aufregenden Momente der »Internationalen Friedensfahrt« in acht Original-Dokumentationen. Natürlich ist auch unser Täve zu sehen.

Die Zeitreise geht weiter: »Der Berliner Friedrichstadtpalast« – wer kennt ihn nicht? Spazieren Sie hinein, erfahren Sie

die Geschichte des Hauses und erleben Sie, wie sich der kleine Fridolin durch den Bühneneingang schleicht und eine Kindervorstellung belauscht.

Lauschen? Sehen? Das konnten wir dieses Jahr nicht – die Verleihung des Kabarettpreises »Der Eddi 2020« fand ohne Publikum statt. Wer nicht online dabei war, kann mit dieser DVD »janz jenschlich« im Kulturhaus Berlin-Karlshorst zuschauen.

Von Karlshorst geht es in das Oderbruch. Seit nunmehr 27 Jahren gibt es den »Oderbruch-Kalender« mit Aquarellen und Pastellen von Gisela Neumann und Barbara Nagel auf Fontanes Spuren und mit Sprüchen von japanischen Haiku-Dichtern – wundervoll gestaltet mit inspirierenden Bildern, die zu Wanderungen durch das Oderbruch einladen. Haben Sie noch etwas Zeit für einen kleinen Abstecher nach Loddin am Kölpinsee? Dort gibt es eine zweite Ausstellung mit Bildern von Walter Womacka, dessen Freundeskreis das Erbe des Künstlers in Ehren hält. Im »Walter-Womacka-Kalender 2021–2022« erzählen die Bilder davon.

Kennen Sie die Bunte Stube in Ahrenshoop oder das Teatri Kombetar in Alba-

nen? Mit dem Kalender für 2021 »bauHaus. Die Moderne in der Welt« können Sie auch über das Bauhaus-Jubiläumsjahr 2019 hinaus neue und historische Baustile entdecken.

Auf meinem Gabentisch liegen nur zwei Bücher, da Sie in dieser Beilage weitere Buchempfehlungen finden. »Würde, Freiheit, Gleichheit« – das Grundgesetz »kinderleicht und sonnenklar« erläutert – ist das eine. Und ganz frisch aus dem Druck: »Im Herzen Gaukler«, eine packende Reise durch die Welt des Films von Armin Mueller-Stahl.

Ich muss gestehen: Ein Krimi-Spezialist bin ich nicht und nicht jedes Spiel beherrsche ich perfekt. Dennoch gehören Spannung, Nervenkitzel, Cleverness und Humor zu einem Spieleabend mit Freunden dazu, und da habe ich auf meinem Streifzug durch die Spielwelt drei Spiele entdeckt, die äußerst spannend klingen: das Rätselspiel »Black Stories – Sebastian Fitzek«, das Kartenspiel »EXIT – Die Känguru-Eskapaden« und das Würfelspiel »Sebastian Fitzek – Safehouse«.

lauschend und wartend an der Tür, das Schlüsselloch war verstopft. Wenn eine Glocke klingelte, durfte ich die Tür öffnen. Am Weihnachtsbaum leuchteten echte Wachskerzen. Aber wo war der Weihnachtsmann? Diese Frage war in dem Moment vergessen, in dem ich die Geschenke sah und mit roten Wangen die gewünschte Puppe in den Armen hielt.

Erinnern Sie sich an die Weihnachtszeit von damals? Die Defa hat mit »Weihnachten in der DDR« Originalaufnahmen aus den Jahren 1949 bis 1990 zusammengetragen – tauchen Sie ein und erleben Sie besondere Momente!

Und bleiben Sie neugierig: Im Jahr 2021 gehen wir auf eine Zeitreise mit der Defa, die ihr 75-jähriges Jubiläum feiert.

Liebe Leserinnen und Leser, wir danken Ihnen für Ihre Treue und Solidarität durch Ihren Einkauf. Wir wünschen Ihnen ein schönes Weihnachtsfest.

Bleiben Sie gesund,
Ihr nd.Shop-Team



Weihnachtstisch

- 1 »Der bunte Würfel«
Würfelspiel für 2 bis 4 Spieler, Spieldauer: ca. 20 min (Nicht für Kinder unter 3 Jahren geeignet!) 19,99 €
- 2 »Tatü-tata ... die Feuerwehr ist da!«
Würfelspiel für 2 bis 6 Spieler, Spieldauer: ca. 20 min (Nicht für Kinder unter 3 Jahren geeignet!) 19,99 €
- 3 »Stadt, Land, Vollpfosten – Wissen ist Macht«
DIN-A3 Block mit 50 Blatt, 43 Kategorien 14,99 €
- 4 Sebastian Fitzek – Safehouse, Würfelspiel
Nervenkitzel für unterwegs, ab 12 Jahren, für 1 bis 4 Spieler, Spieldauer: ca. 20 min 14,95 €
- 5 EXIT – Die Känguru-Eskapaden, Rätselspiel
In einem realitätsgetreu nachgebauten Raum müssen die Spieler in der vorgeschriebenen Zeit unterschiedliche Rätsel lösen, ab 12 Jahren, für 1 bis 4 Spieler, Spieldauer: ca. 50 min 14,99 €
- 6 Black Stories – Sebastian Fitzek Edition
50 rabenschwarze Rätsel rund um die Thriller ab 12 Jahren 14,95 €
- 7 Buch »Würde, Freiheit, Gleichheit. Unser Grundgesetz – Artikel 1 bis 13: kinderleicht und sonnenklar«
Susanne und Matthias Strittmatter
Conte-Verlag, geb., 108 S., ab 8 Jahren 15,00 €
- 8 Buch »Im Herzen Gaukler. Ein Leben vor der Kamera«
Frank-Burkhard Habel,
Verlag Neues Leben, geb., 288 S. 20,00 €
- 9 DER EDDI 2020
Mitschnitt der Preisverleihung, Eigenproduktion des Vereins DER EDDI e. V., 1 DVD, 49 min. 12,00 €



Die DDR in Originalaufnahmen

- 10 »Weihnachten in der DDR«
Ein Wintertag im Thüringer Wald – Weihnachtszeit im Erzgebirge – Ausschnitte aus der Defa-Wochenschau »Der Augenzeuge« und DDR-Magazinen von 1949 bis 1978 – Einsamkeit, 1 DVD, Laufzeit: 89 min. 13,00 €
- 11 »Internationale Friedensfahrt«
Friedensfahrt 1952, Warschau – Berlin – Prag Auf Täves Spuren, Berlin – Prag – Warschau Zwischen zwei Etappen, Die Freundschaft der Rivalen – 20 Jahre Fahrt für den Frieden Der Augenzeuge 1972/73 Sonderbericht, 10 Minuten Friedensfahrt; 1 DVD, 169 min. 18,00 €
- 12 »Der Berliner Friedrichstadtpalast«
Fridolin im Varieté, Friedrichstadtpalast 1980 und 1987; 1 DVD, ca. 66 min. 13,00 €

Kalender 2021

- 13 Walter-Womacka-Kalender 2021–2022
Spiralb., 14 S., 30 x 21 cm 9,00 €
- 14 »bauHaus. Die Moderne der Welt« 2021
Spiralb., 13 S., 29 x 40 cm 19,90 €
- 15 Oderbruch-Kalender 2021
Spiralb., 15 S., 20,5 x 20,5 cm 12,80 €



Kindern eine Freude machen ...

... und Erwachsenen auch: Kinderbücher passend zum Weihnachtsfest und zur kalten Jahreszeit

VON JANA HEYDEN



Der Geruch von gerösteten Nüssen, Zimt und geschmückten Weihnachtsbäumen steigt in die Luft. Weihnachten ist immer eine Zeit großer und kleiner Wunder. »Märchenhafte Weihnachten – Wintermärchen aus aller Welt« enthält wunderbare Wintergeschichten und Märchen, die einen in die Weihnachtsmagie eintauchen lassen und in Festtagsstimmung bringen. Darunter bekannte Klassiker der Gebrüder Grimm, romantische Märchen von Hans Christian Andersen, aber auch andere fabelhafte Geschichten, die zum ersten Mal in diesem Buch präsentiert werden.

»In einem leeren Haselstrauch, da sitzen drei Spatzen Bauch an Bauch ...« So beginnt das vielleicht schönste Gedicht über den Winter, über das Zusammenrücken in der kalten, dunklen Jahreszeit. Es ist Christian Morgensterns Plädoyer für Liebe, Freundschaft und Zusammenhalt, das die drei Spatzen Erich, Franz und den frechen Hans seit Generationen in die Herzen aller Kindergartenkinder tragen. Die Illustrationen in »Die drei Spatzen« regen zu vielen Entdeckungen in der weißen Winterwelt an. Schon für Kinder ab 3 Jahren geeignet.

Die Kinder Fritz und Clara warten bereits sehnsüchtig auf den Familienbesuch am Weihnachtsabend. Clara bekommt ein besonderes Geschenk: einen Nussknacker. Als sie sich zu Bett legt, fangen Traum und Wirklichkeit an sich zu vermischen: Gemeinsam mit dem Nussknacker kämpft sie mutig gegen den Mäusekönig, schließlich verwandelt sich der Nussknacker in einen Prinzen und nimmt Clara mit in das Reich der Süßigkeiten ... Ein Fest für alle Sinne: Tschaikowskys musikalischer Klassiker »Der Nussknacker« auf CD, stimmungsvoll nacherzählt und fabelhaft bebildert!

UNSERE EMPFEHLUNGEN

Hans Christian Andersen, Gebrüder Grimm u. a.: **Märchenhafte Weihnachten** Wunderhaus 64 S., geb., ab 4 Jahren, 16,98 €

Christian Morgenstern: **Die drei Spatzen** Eulenspiegel 12 S., Pappe, ab 3 Jahren, 6,99 €

Susa Hämmerle: **Der Nussknacker** Annette Betz 32 S., geb., ab 5 Jahren, 24,95 € inklusive CD

Zdenek Miler, Hana Dorskocilova: **Der Maulwurf und der kleine Schneemann** leiv Leipziger Kinderbuchverlag 32 S., geb., ab 4 Jahren, 12,90 €

Zdenek Miler, Hana Dorskocilova: **Der Maulwurf feiert Weihnachten** leiv Leipziger Kinderbuchverlag 32 S., geb., ab 4 Jahren, 12,90 €

Plüschfigur **Der kleine Maulwurf** 12 cm, mit Hose, 9,95 €

Alexander Wolkow: **Der Zauberer der Smaragdenstadt** leiv Leipziger Kinderbuchverlag 182 S., geb., ab 9 Jahren, 14,90 €

A. Wolkow, Katharina Thalbach: **Der Zauberer der Smaragdenstadt** Jumbo Neue Medien 2 CDs, 146 Min., 9,99 €

Clover Robin: **Mein Insektenhotel – Biene, Schmetterling und Käfer** cbj 16 S., geb., ab 3 Jahren, 13,00 €

Nancy Dickmann: **Das Buch mit der Lupe: Mein Körper** Ravensburger 24 S., geb., ab 5 Jahren, 19,99 €



Wer erinnert sich noch?

Kindheitsabenteuer, die man nie vergisst

VON JANA HEYDEN

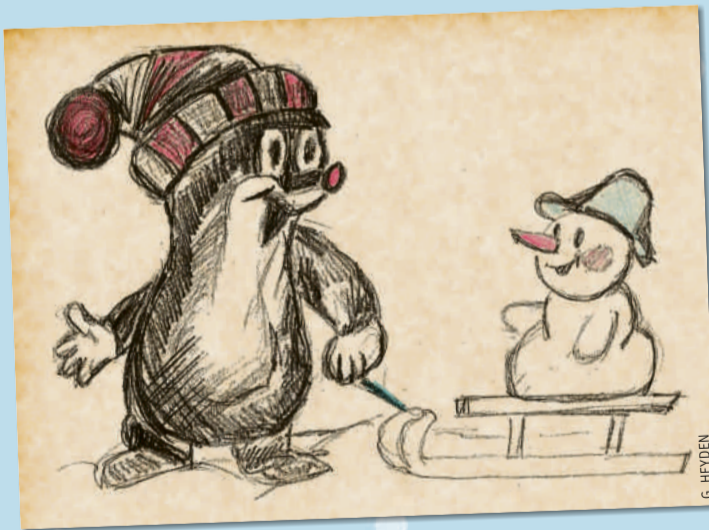


Wer kennt noch den kleinen Maulwurf? Er hat mich meine ganze Kindheit begleitet. Ich habe gerne seine Abenteuer verfolgt und dabei gelacht, denn der kleine Maulwurf brachte jeden mit seiner niedlichen, tollpatschigen Art mindestens zum Schmunzeln. Sowohl im Fernsehen, auf DVDs als auch in Büchern. Eine seiner vielen Geschichten kann man in dem Buch »Der Maulwurf und der kleine Schneemann« von Zdenek Miler und Hana Dorskocilova nachlesen. Bei diesem Abenteuer rettet der kleine Maulwurf den kleinen Schneemann vor dem Sommer – und damit vor dem sicheren Hitzetod. Dabei werden sie Freunde, die sich zwar nur im Winter sehen können, dann aber viel Spaß miteinander haben!

Die Geschichte »Der Maulwurf feiert Weihnachten« erzählt ein neues Abenteuer vom kleinen Maulwurf: Kurz vor Weihnachten hat er Ärger mit einer Krähe, die das Weihnachtsfest für seine Freunde in Gefahr bringt. Gelingt es ihm, das Fest doch noch zu retten?

Auf zu den nächsten Abenteurern: Elli und ihre vier tapferen Freunde aus dem Wunderland, die sich auf einen langen und gefährlichen Weg zu dem Großen Zauberer begeben. Am Anfang war es ein Sturm, ein »gewöhnlicher Zaubersturm«, der von einer bösen Fee heraufbeschworen wurde. Diesem Sturm ging die Puste jedoch schon nach drei Stunden aus. Er stellte aber so viele Dinge auf den Kopf, dass eine ganze Buchserie davon handelt, wie sie wieder auf die Füße gestellt werden. Die erste Erzählung, »Der Zauberer der Smaragdenstadt«, entstand als freie Wiedergabe des Buches »The Wonderful Wizard of Oz« von Lyman Frank Baum, einem US-amerikanischen Schriftsteller, der von 1856 bis 1919 gelebt hat. Die Märchen wurden vom Grafiker L. Wladimirski farbenprächtig und einfallreich illustriert.

Das dazugehörige Hörbuch, mit der Stimme von Katharina Thalbach, brilliert mit einem Feuerwerk der Sprechkunst. Sowohl das Buch als auch das Hörbuch prägten meine Kindheit. Eine fantastische Märchenerzählung, die auch noch nach vielen Jahren immer wieder gelesen werden kann.



Für Entdecker



Wozu atmen wir Sauerstoff? Wie arbeiten Muskeln? Wo sitzt das Herz? Das interaktive Kindersachbuch »Das Buch mit der Lupe – Mein Körper« von Nancy Dickmann macht Kinder mit dem Aufbau und der Funktionsweise ihres Körpers vertraut. Mithilfe der Entdeckerlupe blicken sie dabei buchstäblich unter die Haut und erkunden etwa das Skelett, das Nervensystem oder die Verdauung. Kurze altersgerechte Sachtexte erklären die unterschiedlichen Zellarten, die Funktion der Lunge oder das Immunsystem. Die Entdeckerlupe ist ein haptisches Spielelement, das in die entsprechenden Seiten integriert ist. Während man die Lupe mit dem Finger über die Abbildung des Körpers schiebt, werden auf »magische Weise« unterschiedliche Details sichtbar, andere verschwinden. So macht Wissen Spaß!



Willkommen im Insektenhotel: ein spannender Streifzug durch die geheime Welt der nützlichen Krabbeltiere. In »Mein Insektenhotel – Biene, Schmetterling und Käfer« von Clover Robin finden alle unsere Krabbeltiere ein Zuhause. Dieses anschauliche Pappbilderbuch zeigt, wie sich Insekten in der Natur nützlich machen und wo sie sich besonders wohlfühlen. Nie war es wichtiger als heute, die Wunder der Natur und der Tierwelt zu entdecken. Hier lernen schon die Kleinsten die Natur und unsere Mitgeschöpfe zu schätzen und zu schützen. Das Buch hat Klappen auf jeder Seite, unter denen es viel Wissenswertes zu entdecken gibt. Ein Bilderbuch mit zauberhaften Illustrationen, ergänzt durch sachkundige und leicht verständliche Texte. Für unsere kleinen Entdecker ab 3 Jahren.





Kaffee aus Honduras

dasnd.de/SoliKaffee

Röstkaffee aus der Frauenkooperative „Aprolma“. Sie wurde 2013 gegründet und vereinigt derzeit 69 Frauen.

250g ganze Bohnen **7,90 €**

500g ganze Bohnen **14,90 €**



Oliven aus Griechenland

dasnd.de/mazi-produkte

Die eingelegten Oliven sind ein weiteres Naturprodukt der Kooperative Messinis Gea aus Daras in Messinia. Es sind dunkle Oliven, vollmundig und aromatisch. Es gehen 50 Cent an Mare liberum. Inhalt: Olivenöl, Essig und Salz



200g im Glas **3,50 €**

Seife aus Griechenland dasnd.de/SoliSeife

Vio.Me-Seife „Classic“: Reines Olivenöl, Olivenkernöl, Kokosöl, Rizinusöl, Mandelöl

Vio.Me-Seife „Lavendel“: Reines Olivenöl, Olivenkernöl, Palmkernöl, Kokosöl, Rizinusöl, Mandelöl, ätherisches Lavendelöl

je 120g **3,30 €**



Kartoffelchips aus Peru

dasnd.de/PeruChips

In den Geschmacksrichtungen Paprika und Salz, 2,80 EUR je Tüte Inhalt: 100 g

Vierpack (4 Tüten) frei wählbar **11,20 €**



Jetzt bestellen:
Tel. (030) 2978-1654
www.nd-shop.de

Die traditionellen peruanischen Kartoffelsorten für die Bio-Chips wachsen in 4.000 m Höhe. Der Anbau dieser seltenen Kartoffelsorten und der Faire Handel schaffen neue Einkommensmöglichkeiten vor Ort und verhindern Landflucht. Produzent: Agropia aus Peru

Weine aus Italien

dasnd.de/UrupiaSoliweine

Die Commune „Urupia“ in Salento im Süden Italiens bewirtschaftet seit ca. 24 Jahren die eigenen Weinfelder und produziert seitdem verschiedene Weine. Seit ca. 10 Jahren sind alle Weine ITG-zertifiziert.

Rotweine „Lauru“ und „Terrone“
Weißwein „Heinz“, Roséwein „Poppitu“

Im Doppelpack (2 Flaschen, je 0,75 l) frei wählbar. **18,00 €**



Nur Vorbestellungen für Mitte Januar...
shop@nd-online.de

Olivenöl aus Griechenland

dasnd.de/SoliOel

Das extra-native, kaltgepresste griechische MAZI Olivenöl wird nachhaltig und unter fairen Arbeitsbedingungen produziert. Die Kooperative hat durch den direkten Handel Planungssicherheit und erhält einen fairen Preis. Pro verkauftem Liter geht ein Euro an die Initiative Stand by me lesvos. Die neue Ernte des doppelt solidarischen Olivenöls der Kooperative Messinis Gea aus Daras in Südwestpeleponnes kann jetzt vorbestellt, verschenkt und Mitte Januar geliefert werden.



1 Liter (Fl.) **12,00 €**

5 Liter (Kan.) **50,00 €**

nd.Shop		Bestellcoupon		Schneller bestellen: www.nd-shop.de	
Menge	Titel	Euro			
			Ich bestelle die nebenstehend vermerkten Titel. Die Verpackungs- und Versandkosten betragen für einen Artikel 3,00 €, ab zwei Artikel 5,00 €. Auslandsversand auf Anfrage.		
			<input type="checkbox"/> Die Lieferung erfolgt gegen Rechnung, zahlbar innerhalb von 14 Tagen.		
			Name _____		
			Vorname _____		
			Straße, Hausnummer _____		
			PLZ, Ort _____		
			Tel. für Rückfragen _____		
			Datum, Unterschrift _____		
			<input type="checkbox"/> Ich ermächtige Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von Neues Deutschland auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsnummer wird separat mitgeteilt. Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.		
			<input type="checkbox"/> Die Bankverbindung liegt vor und darf für SEPA-Basis-Lastschriften genutzt werden.		
			Kreditinstitut (Name und BIC) _____		
			IBAN _____		
			Datum, Unterschrift _____		
			Coupon bitte einsenden an: neues deutschland, nd-Shop Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, E-Mail: shop@nd-online.de, Tel.: (030) 29 78 - 17 77, - 16 54		

nd Impressum

nd-Sonderbeilage »Sinnvoll schenken«

Redaktion: Christof Meueler, Samuela Nickel, Karlen Vesper, Mario Pschera, Heidi Diehl, Sabine Fielow, Jana Heyden, Eva Schmid

Layout: Anzeigenverkauf: Olaf Koppe, Sabine Weigelt

Telefon: 030-2978 1611 / 030-2978 1842

E-Mail: anzeigen@nd-online.de

Anschrift: Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH Franz-Mehring-Platz 1 10243 Berlin